Österreichisch-Ungarische Revue.

Jahrgang XII.

1898. 1898.

Herausgegeben und redigiert

von

A. Mayer-Wyde.

23. Band, 5. u. 6. Heft.

Wien.

Verlag der Österreichisch-Ungarischen Revue.

XVIII., Hans Sachs (vorm. Wildenmann)-Gasse 6.

Generaldebit für den ausländischen Buchhandel bei **Wilhelm Braumüller**, k. und k. Hof- und Universitätsbuchhändler, Wien und Leipzig.

Inhalt.

Ew. pp.!

Se. k. und k. Apost. Majestät haben mit Allerh. Entschließung vom 21. März 1898 der „Österreichisch-Ungarischen Revue“ die Führung des österreichischen Reichswappens allergnädigst zu bewilligen geruht, ebenso hat ihr Se. Excellenz der Herr königl. ung. Ministerpräsident mittelst Zuschrift an das hohe königl. ung. Ministerium am Allerh. Hoflager vom 25. December 1897 die nämliche Erlaubnis bezüglich des ungarischen Reichswappens wohlwollendst ertheilt. Dementsprechend und zur bleibenden Erinnerung an die 50. Jahreswende der Allerh. Thronbesteigung wird meine Zeitschrift von ihrem nächstens beginnenden XIII. Jahrgange (Band 24 und 25) ab in einem neuen, mit den beiden Reichswappen geschmückten Umschlage zur Ausgabe gelangen, und beehre ich mich, hiervon die verehrten Gönner des Organes schon heute zu verständigen, damit später allen angesichts der veränderten äußeren Ausstattung etwa entstehenden Irrthümern vorgebeugt werde.

Gleichzeitig nehme ich mir die Freiheit der Anzeige, dass mit dem erwähnten XIII. Jahrgange eine neue Rubrik unter dem Titel „Österreichische und Ungarische Bibliographie“ eröffnet werden soll, welche eine regelmäßige Rundschau über die in unserer Monarchie periodisch erscheinenden gelehrten Fachdruckwerke, sofern sich dieselben ausschließlich oder zum Theile mit heimischen Gegenständen befassen, gewähren wird, und glaube ich damit den verehrten Lesern der „Revue“ eine nicht unwillkommene Erweiterung und Ergänzung ihres Stoffkreises zu bieten. Nachdem aber die diesbezüglichen, seit mehr als einem Jahre fortgesetzten Vorarbeiten bisher keineswegs ein befriedigendes Resultat ergeben haben, richte ich hiermit an sämmtliche p. t. öffentliche und private, der Forschung auf wissenschaftlichem und künstlerischem Felde sich widmende Anstalten, Institute, Gesellschaften, Vereine, Redactionen 2c. beider Reichshälften die höfliche Bitte, mir künftighin Titelblatt und Inhaltsverzeichnis ihrer jeweiligen Publicationen gefälligst zusenden und so zur Verbreitung der Kenntnis von unserem gemeinsamen Vaterlande, zur Mehrung des Ruhmes seines geistigen Schaffens behilflich sein zu wollen. Vom Erfolge dieser meiner dringenden Bitte hängt es nunmehr ab, ob die genannte Rubrik schon mit dem 24. oder erst mit dem 25. Bande wird inauguriert werden, ob sie sich gleich zu Anfang in der angestrebten Planmäßigkeit und Vollständigkeit wird präsentieren können.

Wien, am 10. Mai 1898.

Hochachtungsvollst

A. Mayer-Wyde.

Kirche und Kirchengeräthe im ungarischen Volksglauben.

Von **Anna F. v. Wlislocki-Dörfler.**

Budapest.

Wie alle anderen Völker, so besaßen auch die Magyaren vor der Annahme des Christenthums eine Naturreligion mit entsprechenden Gottheiten und Gebräuchen. Das geht auch aus ihrem heutigen Volksglauben hervor, bei dem wir, selbst bei flüchtiger Betrachtung, auf zweierlei Wurzeln treffen: auf eine christliche und eine außerchristliche. Kirche und Kirchengeräthe bilden häufig wichtige Elemente des ungarischen Volksglaubens, die schon aus dem Grunde eine besondere Bedeutung beanspruchen, weil sie aller Wahrscheinlichkeit ihrem inneren Wesen nach auf religiöse Ansichten und Meinungen vorchristlicher Zeit zurückweisen und daher einen heidnischen Kern in christlicher Schale bewahrt haben. Die alten, liebgewordenen Anschauungen konnte das Volk dem Christenthume zulieb nicht fahren lassen; auf den alten heidnischen Stamm wurde christliches Reis gepfropft, das auch noch heute im Volksglauben, wenn auch in veränderter Gestalt, fortlebt. Uralt ist ja der Glaube an die Heil- und Entsühnungskraft geweihter Orte und Gegenstände; kein Wunder also, wenn dieser alte Glaube auch in christlichem Gewande fortlebt und in Sitte und Brauch des Volkes seinen heidnischen Charakter bis auf den heutigen Tag mehr oder weniger rein bewahrt hat. Als Heil- und Hilfsmittel sowohl bei schon hereingebrochenem Leid, als auch bei Abwendung des nahenden Unglückes spielen die Kirche und die Kirchengeräthe im ungarischen Volksglauben eine große Rolle; vor allem ist es körperliches und

seelisches Leid, das man durch sie zu beheben sucht. So heißt es denn im Volksglauben der Magyaren:

Wenn man am Palmsonntag drei geweihte Palmkätzchen isst, so bleibt man das ganze Jahr hindurch vom Fieber verschont. Stellt sich ein Fieberschauer ein, dann darf man das Haus nicht betreten, sondern soll im Freien weilen und vor wenigstens fünf Kreuzen nacheinander seine Andacht verrichten. Leidet jemand an Krämpfen, so binde er um sein Handgelenk und um den Fußknöchel herum eine Geigensaite, auf der man in der Kirche gespielt hat. Wer sich am Pfingstmorgen zeitig in der Frühe mit dem Glockenseil der Kirche die Kehle reibt, der bleibt das ganze Jahr hindurch von Halsweh verschont. Dieses Verfahren wenden die Mütter Siebenbürgens bei ihren Kleinen gegen Diphtheritis an. Schluckt man am Palmsonntag drei geweihte Palmkätzchen, ohne sie zu kauen, oder ein Stückchen Kren, den man zu Ostern mit den Festspeisen zur Einweihung in die Kirche zu tragen pflegt, so hat man das Jahr hindurch keine Halsschmerzen. Wer von dem bei dieser Gelegenheit geweihten Salze isst, wird klug. Bei Rückenweh ist es gut, drei Tage hindurch jedesmal zeitig in der Frühe zur Kirche zu gehen und sich dort nach Hersagung von fünf „Vaterunsern“ und fünf „Mariengrüßen“ den Rücken an den vier Ecken der Kirche zu reiben, wobei man zu sprechen hat: „Dann schmerze der Rücken, wenn ich ihn wieder hier reibe!“ Im Szilágyer Comitat heißt es: Mit den am Frohnleichnamsfeste gebrauchten Kränzen und Sträußen räuchere den, der an Fraisen und Epilepsie leidet, damit er gesunde. Gegen Gelbsucht nimmt man vom Kopfe eines Menschen, der den gleichen Taufnamen wie der Kranke hat, neun Thierchen steckt und sie in einen Apfel, den der Gelbsüchtige verzehren muss. Dann legt man ein Stückchen vom Auswurf eines ebenfalls gleichen Taufnamen habenden Menschen an die Stelle des Dotters eines hartgesottenen Eies, das man nun in einen Lappen hüllt und heimlich unter die Altardecke steckt, damit ein Geistlicher drei Messen darüber lese. Hierauf bindet man das Ei um den Hals des Kranken, damit er es neun Tage am Leibe trage. Geht jemand am Charsamstag in eine Kirche, in der er noch nie gewesen ist, und befeuchtet sein Antlitz dort mit Weihwasser, so ziehen sich, wenn er dann die feuchte Hand in seinen Busen birgt, die Sommersprossen aus seinem Antlitz auf seinen Busen herab. Keine Sommersprossen bekommt derjenige und wird dabei auch glücklich, der sein Antlitz am Charsamstag beim Klang der Glocken wäscht. Im Kalotaszeger Bezirk will man die Sommersprossen so vertreiben, dass man sich beim ersten

Glockenklang am Neujahrsmorgen im Freien wäscht. Wer am Charfreitag während der Passion Geld erblickt und dabei mit der Hand an sein Haupt greift, der findet im Jahre so viel Geldstücke, als er Haare mit der Hand berührt hat; es fallen ihm aber auch so viele Haare aus. Während der Passion soll man sein Haupt mit der Hand nicht berühren, sonst wird man glatzköpfig. Im Klausenburger Comitat glaubt man, dass wer am Frohnleichnamstag zur Kirche geht, ohne sich vorher zweimal gewaschen zu haben, das ganze Jahr hindurch an Zahnschmerzen leiden wird. Um sich vor Zahnschmerzen zu bewahren, soll man einen ausgefallenen Zahn in einen Winkel der Kirche werfen; auch ist es gut, mit Spänen von den Holzstopfen, welche bei kirchlichen Processionen aus Mörsern geschossen werden, sich die Zähne zu stochern. Wenn das Rind an Maulkrankheit leidet, so steckt man ihm den Kirchenschlüssel auf einen Augenblick ins Maul. Ein schönes Kalb bringt die Kuh zur Welt, wenn man während ihrer Trächtigkeit in ihr Trinkwasser ein in der Kirche gefundenes Eisenstück legt. Unverwundbar wird der Mensch, der seine linke Handfläche aufschlitzt, in die Wunde ein Stück geweihter Hostie steckt und erstere so vernarben läßt. Fällt am Gründonnerstag beim heiligen Abendmahl jemand die Hostie aus dem Munde, so stirbt er bald, oder es trifft ihn im Laufe des Jahres ein großer Verlust. Gegen Schwerhörigkeit soll man irgendein Kleidungsstück eines Geistlichen oder einen Kirchenschlüssel unter den Kopfpolster legen und darauf neun Nächte hindurch schlafen. Dasselbe Verfahren beobachtet man in einigen Gegenden Nordungarns bei Sterbenden, die schwer aus dem Leben scheiden. Bei Augenleiden soll man das kranke Auge mit Weihwasser waschen, in das man vorher den im Feuer erhitzten Kirchenschlüssel geworfen hat. Wer aber durch das Schlüsselloch in das Innere der Kirche blickt, bekommt wehe Augen; desgleichen derjenige, welcher durch das Fenster in die Kirche hineinblickt. Bei schwerer Geburt ist es gut, den Kirchenschlüssel ins Bett der Kreisenden zu legen. Den Kehricht aus der Kirche hält die junge Frau während ihrer ersten Schwangerschaft in ihrem Bette versteckt, damit die Geburt einen leichten Verlauf nehme. Bei starken Kindbettblutungen wäscht man im Kalotaszeger Bezirk die Wöchnerin mit Wasser, in das man vorher den im Feuer erhitzten Kirchenschlüssel gelegt hat. In katholischen Dörfern des östlichen Siebenbürgens wirft man Weihrauch und Kohlen aus dem Weihrauchbecken in dieses Wasser. In die Wiege des neugeborenen Kindes legt man in katholischen Gegenden etwas Weihrauch, mit dem man es auch bei Krämpfen zu räuchern pflegt. Wehe Brüste

waschen sich die Széklerinnen mit Weihwasser. Wehe der Frau, wenn jemand ihre Nachgeburt heimlich neben der Kirche vergräbt; ihr Kind verfällt in Wahnsinn. Wünscht sie sich aber keine Kinder mehr, so läſst sie bei ihrem ersten Ausgang etwas von ihrem Blute auf den Kirchensteg fallen; tritt als erster der Priester darauf, so gebiert sie keine Kinder mehr. Im Csiker Comitat bindet man dem Kinde ein Schnürchen um den Hals, das man vorher in das Weihwasserbecken der Kirche getaucht hat; dies soll das Zahnen befördern. Im Kalotaszeger Bezirk heißt es: Soll das Kind zeitig und leicht gehen lernen, so stelle man es bei seinem ersten Gehversuch auf Kehricht, den man aus der Kirche geholt hat. Reibt man die Fußplatten des Kindes mit dem Schmalze ein, das sich nach Einölen der Kirchenthüre an den Angeln festsetzt, so wird es ein rüstiger Fußgänger, der „nie von Gottes Wegen abweicht". Mit Glockenschmalz, das sich an der Axe der Kirchenglocke festsetzt, reibt man sich im Tolnaer Comitat gegen Schwerhörigkeit ein.

Wer sich am Neujahrstag während des Mittagläutens wäscht, bleibt das ganze Jahr hindurch gesund; den man aber zu dieser Zeit schlägt, wird im Jahre häufig Schläge bekommen. Am Charfreitag wird in den katholischen Kirchen das sogenannte „ewige Feuer" ausgelöscht. Die im vorangegangenen Jahre am Palmsonntag geweihten Palmen werden am Charsamstag neben der Kirche aufgehäuft und angezündet; an diesem Feuer zünden dann die Leute die Kerzen der Kirche und auch die eigenen an, die sie nach Hause tragen, damit ihre Familie vor Krankheit und ihr Hauswesen vor Blitz und Unglück bewahrt bleiben. Dieser Brauch wird „Judas-Verbrennen" genannt.

Findet im Kalotaszeger Bezirk die Maid eine Nadel in der Kirche, so trennt sie aus ihrem Hemde einen Zwirnfaden herunter und näht denselben mittelst der gefundenen Nadel in ein Kleidungsstück des Burschen hinein, dessen Liebe sie erlangen will; dann verliebt sich der betreffende Bursche in die Maid und verläſst sie nimmer. Dasselbe thut auch die Gattin mit einem Kleidungsstücke ihres Gatten, damit er ihr nicht treulos werde. In der Szegeder Gegend heißt es: Im August, wenn die Sonne im Zeichen des Löwen steht, soll man Pilze sammeln und sie vor die Kirchenthür werfen; die Weiber, die ihre Männer nicht lieben, können dann aus der Kirche so lange nicht herauskommen, als die Pilze vor der Thüre liegen. Will die Maid bewirken, daſs sie der Bursche, den sie sich zum Gatten wünscht, heirate, so bindet sie heimlich an sein Gewand einen Faden und blickt ihm in der Kirche während der Communion fest in die Augen.

Im Bácser Comitat trägt nicht nur die serbische, sondern auch die ungarische Braut zur Trauung einige Getreidekörner mit sich, die sie in der Kirche heimlich fallen läßt, damit ihre Ehe von Noth und Armut verschont bleibe. In vielen Gegenden glaubt man, wenn bei der Trauung das Kleid der Braut an irgendeinem Gegenstande hangen bleibt, oder wenn die Braut in der Kirche stolpert, werde sie das Eheleben nur sehr kurze Zeit genießen. Wer bei seiner Trauung niest, dem wird seine Ehehälfte viel Ungemach bereiten. Niesen in der Kirche zeigt überhaupt kommendes Unheil an. In Kis-Kún-Halas ist es Brauch, dass dem Trauungszuge der Beistand mit einer Fahne vorangeht, auf deren Spitze ein vergoldeter Apfel gespießt ist. Nach der Trauung wird der Apfel mit Weihwasser besprengt und vom Brautpaar gemeinsam verzehrt. In manchen Gegenden trägt die Braut unter ihrer Achsel versteckt ein Schnapsfläschchen zur Trauung mit sich in die Kirche, aus dem sie dann am nächsten Morgen ihrem Manne zu trinken gibt, damit er ihr stets die eheliche Treue bewahre.

Beim ersten Adventfrühläuten sucht die Maid aus dem Glockenstrang drei Fäden zu reißen und näht dieselben in ihr Haarband ein, das sie im Fasching, wenn sie auf den Tanzboden geht, in ihr Haar flicht, damit sie im Jahre Freier habe. Am Lucientag beginnt in vielen Ortschaften die heiratsfähige Maid eine Gerte zu flechten, an der sie täglich ein wenig flicht. In der Christnacht trägt sie diese Gerte mit sich zum Gottesdienst, und wenn sie damit einen Burschen berührt, so wird sie von ihm geheiratet werden. Wer vom Lucientag bis Weihnachtabend in seinem linken Schuhe ein Geldstück mit sich trägt, mit dem er sich dann am Weihnachtsvortag, ohne zu feilschen, eine Wachskerze kauft, wird beim Scheine dieser Kerze während der Mitternachtsmesse in der Kirche seine zukünftige Ehehälfte erblicken. In manchen Gegenden reiben sich die Eheleute mit dem Wachse solcher bei Gelegenheit der Nachtmesse gebrauchter Kerzen die Fußsohlen ein, damit ihre Ehe glücklich bleibe. Damit die Bienen das Jahr hindurch fleißig arbeiten, reibt man in Südungarn mit solchem Wachse das Äußere der Bienenkörbe ein, den Melkthieren aber die Euter, damit sie reichlich Milch geben.

In den von Ruthenen und Ungarn bewohnten Dörfern geht die Maid am Abend des Nikolaustages allein in die Kirche und schlägt dreimal mit der Hand auf die Glocke, damit sie sich dadurch „Freier rufe". Sehr verbreitet ist bei den Mädchen der Brauch, zur Adventzeit beim Klang der Glocke und zwar während des Frühgottesdienstes jeden

Morgen ein Holzspänchen beiseite zu legen, mit diesen Spänen in der Christnacht um 12 Uhr ein Feuer anzumachen und daran aus sieben Eiern eine Speise zu bereiten. Wer nun die Stube betritt und von dieser Speise isst, der wird sie heiraten. In katholischen Ortschaften des Alföld pflegt die Maid während des Läutens zum Frühgottesdienst in der Adventzeit jedesmal etwas Zucker oder Honig zu essen, damit „ihre Zunge süß werde" und einen Freier anlocke. Damit der betreffende Bursche „stets an sie denke", wirft oder läst die Maid während des Läutens zur mitternächtlichen Messe in der Christnacht Kehricht aus ihrer Stube auf das Dach des Hauses werfen, in welchem der Bursche wohnt. Im Kalotaszeger Bezirk heißt es, dass wer während dieses Läutens stolpert oder gar berauscht ist, dessen Gattin die Treue nicht lange bewahren werde. Glaubt der Bursche, dass die Maid ihm nicht mehr in Liebe zugethan ist, so geht er beim Läuten zum ersten Frühgottesdienst in der Adventzeit zum Grabe eines ungetauft verstorbenen Kindes und wirft dort drei Händevoll Erde über sein Haupt hinweg; „dann frischt sich des Mädchens Liebe zu ihm von neuem auf". In vielen Gegenden verfertigt die Maid den sogenannten „Lucienstuhl", ein winzigkleines, stuhlförmiges Gestell aus Holz, an dem sie vom Lucientag bis zum Vortag des Weihnachtsfestes täglich etwas arbeitet. Während der mitternächtlichen Christmesse tritt sie dann auf diesen „Lucienstuhl," um ihren zukünftigen Gatten zu erblicken, der vor dem Altar stehen und ihr winken wird. Beim Austritt aus der Kirche aber muss sie den „Lucienstuhl" sofort wegwerfen, sonst zerreißen die Hexen ihren Zukünftigen, bevor er sie noch heiratet. Im Klausenburger Comitat glaubt man, dass wenn die Mutter sich ein kleines Stückchen von der abgefallenen Nabelschnur ihres Kindes behält, um daraus ein Ringlein zu bilden, durch welches hindurch sie während der mitternächtlichen Christmesse auf den Altar blicken kann, sie dort das zukünftige Schicksal ihres Kindes sehen werde. So blickte eine Frau in Jegenye durch ein solches Ringlein zu jener Stunde auf den Altar und sah dort ihr Söhnlein im Schnee liegen, das wirklich als erwachsener Mann vor neun Jahren zur Winterszeit auf dem Wege erfror.

In vielen Gegenden fegt die Maid während des Läutens zur mitternächtlichen Christmesse die Stube und wirft dann den Kehricht im Freien gegen Osten gekehrt von sich, wobei sie Pfiffe ertönen läst. Von welcher Gegend aus sie nun zuerst Hundegebell vernimmt, aus der Gegend her wird für sie im Laufe des Jahres ein Freier kommen. Auch ist es an vielen Orten Brauch, dass die Maid zur mitternächt-

lichen Messe mehrere Papierstreifen mit sich trägt, nachdem sie auf jeden derselben je einen Männernamen geschrieben hat. Bei Erhebung des Allerheiligsten zieht sie dann einen Zettel hervor, der ihr den Namen ihres zukünftigen Gatten anzeigt. Oder es trägt die Maid bei dieser Gelegenheit einen Apfel mit sich und beißt, sobald sie die Kirchenschwelle betritt, in denselben, indem sie dabei hinter sich blickt; der ihr nachfolgt, wird sie heiraten. In Torna glaubt man, dass man den Gesang der Engel hören könne, wenn man während des Läutens zur mitternächtlichen Christmesse sein Haus fegt, den Kehricht ins Freie trägt und sich darauf stellt. In vielen Gegenden wirft man diesen Kehricht in die Hühnersteige und in die Stallungen, damit die Hausthiere gedeihen und sich vermehren. In Torna verzehrt die Maid nach ihrer Heimkehr aus der mitternächtlichen Messe eine Forelle, trinkt aber nichts darauf, damit sie im Traume ihren zukünftigen Gatten sehe. Zu gleichem Zwecke wäscht sie sich nach ihrer Heimkehr beim Brunnen. In Torna schöpft die Maid bei Gelegenheit der Christmesse mit der Hand Weihwasser, trägt es im Munde nachhause und rührt damit ein wenig Teig an; wer sie dann im Traum auffordert, den Teig zu kneten, der wird sie heiraten.

Weit verbreitet ist unter den Mädchen der Brauch, sobald die Glocke zur mitternächtlichen Christmesse ertönt, zum Hühnerstalle zu gehen und an die Thüre desselben zu pochen; schreit ein Hahn zurück, dann heiratet sie im kommenden Jahre; ihr Zukünftiger wird den Namen dessen haben, dem sie beim Gang zu dieser Messe zuerst begegnet. In vielen Gegenden beißt die Maid vom Lucientag bis Christnacht tagtäglich ein Stückchen von einem Apfel ab und trägt dann zur mitternächtlichen Messe den Apfelstrunk mit sich in die Kirche; auf dem Rückwege isst sie auch diesen, und wenn sie darnach auf ihr Hausdach blickt, wird sie dort etwas sehen, aus dem sie auf ihre Zukunft schließen kann. Ihren zukünftigen Gatten kann die Maid auch im Brunnen erblicken, wenn sie zur Zeit der Christmesse um Mitternacht in denselben hinabblickt. In Südungarn trägt die Maid zu dieser Messe ein Stückchen Gebäck, mit Mohn gefüllt, zur Kirche, das sie ins Weihwassergefäß taucht, damit sie so viele Freier habe, als Mohnkörner im Gebäcke sind. Damit ihre Tochter schnell heirate, schneidet in reformierten Gegenden die Mutter am letzten Jahrestage ein winzigkleines Stückchen vom Glockenstrange heimlich ab, das sie in den Zopf ihrer Tochter einflicht. In manchen Gegenden ist es auch Brauch, dass die Maid am Silvesterabend in der Nähe der

Kirche auf einen Pflaumenbaum steigt und drei Männernamen ausspricht, damit sie im kommenden Jahre einer, der einen solchen Namen hat, heirate. Allgemein verbreitet ist der Brauch, dass die Maid während des ersten Läutens am Neujahrstage auf Zettel Männernamen schreibt und diese dann in Teig gewickelt als Knödel kocht; welcher von diesen Knödeln während des Siedens zuerst auf die Oberfläche des Wassers steigt, dessen Zettel enthält den Namen ihres zukünftigen Gatten. Wer in der Christnacht beim letzten Glockenklange auf einem Kreuzwege steht und hinter sich blickt, sieht sein zukünftiges Schicksal. In einigen Gegenden Siebenbürgens bindet die Maid in der Fachstnacht ein Stückchen Fleisch an die Umzäunung der Kirche; wenn das Fleisch bis zum nächsten Morgen vom Zaum verschwunden ist, so wird sie im Laufe des Jahres heiraten.

In der St. Georgsnacht halten die Hexen ihre Versammlungen ab; bei dieser Gelegenheit kann man sie sehen, wenn man auf einem Kreuzweg einen Kreis mit einer Kreide zieht, die man vorher in Weihwasser getaucht hat, und sich dann in diesen Kreis stellt. In den meisten Gegenden werden die Saaten am Tage des Evangelisten Marcus mit Weihwasser besprengt, damit ihnen die Hexen nicht schaden können. Wenn ein Mann am ersten Ostertage, ein Knoblauchhäuptchen in der Tasche, zur Kirche geht, so erkennt er dort alle Hexen, denn er sieht die Hörner auf ihren Köpfen. Dem ungarischen Volksglauben gemäß gibt es Rossknechte, die um Mitternacht hinaus auf einen Kreuzweg gehen und sich dort in einen Kreis setzen, den sie mit einer vorher in Weihwasser getauchten Kreide um sich herum gezogen haben. Teufel und Hexen erscheinen und schrecken sie; wenn sie sich aber aus dem Kreise nicht wegschrecken lassen, so erhalten sie von ihnen eine Gerte, mit deren Hilfe sie mit den elendesten Gäulen in kürzester Zeit weite Wege zurücklegen können. Die Hausthiere werden munter und bekommen ein schönes Aussehen, wenn man sie am Pfingstmorgen mit einer Gerte schlägt, mit der man vorher die Kirchenzäunung berührt hat. In zahlreichen ungarischen Ortschaften Siebenbürgens schließt man Thür und Fenster des Hauses und des Stalles während des Frühläutens in der Adventzeit, weil die Hexen, zu dieser Zeit aufgescheucht, wegen des ungewöhnlichen Geläutes Thiergestalt annehmen und in ihrer Furcht sich in die Häuser und besonders in die Ställe verstecken, wo sie dann großen Schaden anrichten. Besonders die Kühe werden in der Adventzeit von den Hexen „verdorben"; man schneidet daher in vielen Gegenden beim ersten Läuten in der Adventzeit von

der Stirne, vom Rücken und vom Schweife der Kuh etwas Haare ab und vergräbt dieselben unter die Stallschwelle, damit die Kuh ihre Milch nicht „verliere". Wer dies Glockengeläute auf dem Wege hört, bekreuzige sich und blicke nicht nach rückwärts, wenn man ihn auch bei seinem Namen ruft. Blickt er hinter sich, so kann es leicht geschehen, dass die Hexen ihm das Augenlicht oder die Sprache rauben. Wer bei Gelegenheit der mitternächtlichen Christmesse durch ein Nadelöhr in der Kirche um sich blickt, kann dort die Hexen sehen. Wer den „Lucienstuhl" während der mitternächtlichen Christmesse unter seinen Fuß stellt, sieht alle Hexen, die sich in der Kirche befinden. Wer aber bei Verfertigung des „Lucienstuhles" einen Fehler begeht, den tödten die Hexen bei seiner Heimkehr aus der Kirche. Zauberern und Hexen, die eine Thiergestalt angenommen haben, kann man gar schwer an den Leib rücken. Gelingt es aber, sie mit einem „geweihten Strick", den man vorher eben in Weihwasser getaucht hat, ans Wagenrad zu binden, so verlieren sie ihre Zauberkraft, und man kann sie unschädlich machen. Wer während der „heiligen Passion" aus geweihten Palmen ein Kreuz flicht und das an die Stallthüre nagelt, dessen Kuh können die Hexen die Milch nicht wegnehmen. In vielen Gegenden hängt man geweihte Palmen an die Dachbalken des Stalles, damit die Thiere von den Hexen verschont bleiben. Wenn im Háromszéker Comitat die Hexen der Kuh die Milch weggenommen haben, so nimmt man aus neun Häusern neun todte Kohlen und vom Glockengestell der Kirche neun Spänchen, vom Glockenstrang aber etwas Hanf und gießt zuhause auf diese Dinge Wasser, das man der Kuh zu trinken gibt, die nun gar bald ihre Milch zurückerhält. In vielen Gegenden ist es Brauch, wenn am Charfreitag statt des Glockengeläutes das erste Geklapper im Kirchthurme ertönt, einen starken, großen Nagel in irgendeinen Balken des Stalles einzuschlagen. Nur die Hexe kann den Kühen die Milch nehmen, welche mit ihren Zähnen diesen Nagel aus dem Balken herauszuziehen vermag. Damit Hexen den Stall nicht betreten können, gräbt man in dem Boden desselben in der Kirche gefundene Eisenstücke (Nägel, Knöpfe, Nadeln u. dgl.) ein. In vielen Gegenden herrscht der Glaube, dass es auch solche Hexen und Zauberer gebe, die aus Wachs eine Menschengestalt formen, der sie den Namen eines lebenden Menschen geben. Diese Wachsfigur stecken sie heimlich unter die Altardecke, und wenn der Geistliche darüber zwei Todtenmessen liest, so stirbt derjenige, mit dessen Namen die Wachsfigur belegt wurde.

Bei Gewitter pflegt man in allen ungarischen Dörfern mit den Kirchenglocken zu läuten. Damit der Blitz („Gottespfeil") nicht in das Haus einschlage, stürzt man bei Gewitter den Tisch um. Im Szilágyer Comitat besprengt man bei Gewitter („schwerer Zeit") die Stube mit Weihwasser und räuchert mit Weihrauch. Allgemein verbreitet ist der Glaube, dass der Blitz ins Haus nicht einschlägt, wenn man am Palmsonntag geweihte Palmen ins Herdfeuer wirft. In manchen Gegenden glaubt man, dass im Laufe des Sommers derjenige vom Blitze getroffen werde, der am Georgstage während des Mittagläutens sitzt. Um das Haus vor Feuersbrunst zu wahren, hält man im Hause eine geweihte Hostie. Weint ein kleines Kind in der Kirche, so ändert sich das Wetter; läuft ein Hund in die Kirche, so stirbt jemand der Anwesenden, oder Hagel zerschlägt die Saaten, wenn der Hund von seinem Besitzer nicht geprügelt wird. Blitzt und donnert es während des Gottesdienstes, so hat einer der in der Kirche Anwesenden vor kurzer Zeit eine große Sünde begangen; schwer gesündigt hat gegen Gott einer der Bewohner desjenigen Hauses, in welches der Blitz während des Gottesdienstes einschlägt. Eine große Frevelthat hat man in der Kirche begangen, in welche der Blitz herabfährt. Allgemein verbreitet ist der Glaube, dass in kürzester Zeit eine Feuersbrunst ausbricht, wenn die Störche hastig um den Thurm herum flattern. Die Feuersbrunst kann sehr schnell gelöscht werden, wenn man in das brennende Gebäude einen in der Kirche geweihten Brotlaib wirft. Um anhaltende Dürre abzuwenden und Regen zu bewirken, pflegte man in früheren Zeiten Verstorbene, ja selbst verreckte Thiere mit einer geweihten Hostie im Munde zu beerdigen.

Damit die Bienen viel Honig sammeln und kräftige Schwärme lassen, pflegt man in den Alfölder Gegenden, im ungarischen Tieflande, unter die Bienenkörbe am Palmsonntag geweihte Palmen zu legen, sobald man sie im Frühjahre ins Freie hinausstellt. Zu demselben Zwecke trägt man zur mitternächtlichen Christmesse etwas Weizen in die Kirche, den man nach der Heimkehr unter die Bienenkörbe streut. Legt man in der Kirche gesammelten Staub und Kehricht unter die Bienenkörbe, so können fremde Bienen den Honig nicht stehlen. Maulwürfe lassen sich dadurch vertreiben, dass man einen Knochen von dem in der Kirche geweihten Osterfestbraten in vier Theile theilt und je einen Theil davon in die vier Ecken des Gartens oder des Feldes vergräbt. In manchen Gegenden verbrennt man am Palmsonntag geweihte Palmen zu Staub und mischt diesen zwischen die Aussaat, damit

die Ernte reichlich ausfalle. Mischt man zu Ostern geweihtes Salz in das Mehl, so wird das Brot sehr gut. Reichliche Früchte trägt der Obstbaum, unter dem man am Palmsonntag den in der Kirche gesammelten Kehricht vergraben hat. Aus dem Felle einer im Kirchthurme gefangenen Maus kann man einen Beutel machen, in welchem das Geld nie abnimmt. Im Comitat Somogy glaubt man, dass aus dem Hause alle Mäuse fortziehen, aus welchem man eine derselben über die Umzäunung der Kirche wirft. Die ungarischen Bewohner der sogenannten Siebendörfer bei Kronstadt, die Csangó, glauben, dass man die Wanzen aus einem Hause vertreiben könne, wenn man einige derselben in einen Beutel steckt und diesen bei abnehmendem Mond neben der Kirche in die Erde eingräbt. In manchen Gegenden räuchert man gegen Wanzen die Stube mit geweihten Palmen aus. Mäuse und Ratten verlassen das Gebäude, wenn die Hausfrau während des Läutens am ersten Ostertage alle Schlüssel des Hauses zusammenbindet und damit im Keller so lange rasselt, als das Kirchengeläute anhält. Wenn am Ostersamstag die Kirchenglocken zum erstenmal wieder ertönen, so laufen in manchen Gegenden die Hausfrauen mit Schlüsseln und Glocken in Haus und Hof herum und rufen: „Schlangen, Frösche, weicht von hinnen, denn die Glocken ertönen!“ Alle schädlichen Thiere verlassen bei diesen Worten Hof und Haus. In manchen Gegenden kehrt man zu diesem Zwecke während des Läutens vor dem Hause. Am Margaretentag muss man während des Glockengeläutes Thür und Fenster geschlossen halten, sonst hat man den ganzen Sommer über von den Fliegen viel zu leiden; denn dem ungarischen Volksglauben gemäß fliegt an ihrem Namenstage die heilige Margareta über die Erde und schüttelt aus ihrer Schürze die Fliegen herab. Damit die Fliegen das Haus meiden, pflegt man in manchen Gegenden geweihte Palmen zu verbrennen und mit der zurückgebliebenen Asche vor den Fenstern und Thürschwellen ein kreuzförmiges Zeichen zu machen. Beim Einziehen in ein neues Haus muss man in dasselbe vor allen anderen Dingen ein Crucifix oder ein Heiligenbild, ferner Salz und Brot hineintragen. In manchen Ortschaften thut man dies auch beim Beziehen einer neuen Wohnung. Allgemein verbreitet ist der Glaube, dass ein Weib anhaltenden Blutsturz bekommt, sobald es etwas von der monatlichen Reinigung auf den Fußboden der Kirche fallen lässt. In einigen Gegenden des Tolnaer Comitates ist das sogenannte „Pilatus-Schlagen“ am Charfreitag in Brauch. In die Kirche trägt die männliche Jugend ein Brett, auf welches eine den Pilatus darstellende menschliche Gestalt

gemalt ist, die in der Charwoche nach jedem Gottesdienst mit Stöcken geschlagen wird. Im Marmaroser Comitat wird dieses Brett zur selben Zeit nach jedem Gottesdienst im Dorfe herumgetragen und vor jedem Hause „der Pilatus geschlagen". Nach der Auferstehungsfeier wird das Brett zu Asche verbrannt, und nachdem diese vom Geistlichen geweiht worden ist, nimmt sich jedermann davon etwas in ein „Beutelchen," das er eine Zeitlang als Amulet bei sich trägt.

Auch im ungarischen Schatzgräberglauben spielen Kirche und Kirchengeräthe eine Rolle. Glaubt man, dass in einer bestimmten Gegend ein Schatz verborgen liege, so zündet man dort eine Kerze an, welche eine Jungfrau gegossen, und die zum erstenmale in der Kirche gebrannt hat. Nach welcher Richtung hin die Flamme der Kerze züngelt, in der Richtung befindet sich der Schatz. Während des Gottesdienstes am Palmsonntag öffnen sich die Höhlen, in denen Schätze verborgen sind, und diese werden sichtbar, aber nur solange der Gottesdienst anhält; dann schließt sich die Höhle. Ungarischem Volksglauben gemäß züngelt an einer Stelle, wo ein Schatz vergraben liegt, gar oft eine Flamme empor Sieht man diese Flamme am Palmsonntag, so soll man an die Stelle ein Gebetbuch, einen Rosenkranz oder einen anderen geweihten Gegenstand werfen; dann kann man den Schatz heben. Der siebente Knabe einer durch keine Mädchen unterbrochenen Kinderreihe bringt nach ungarischem Volksglauben außergewöhnliche Eigenschaften mit sich auf die Welt. Schabt man einem solchen Knaben in seinem siebenten Lebensjahre mit einem Glasstück etwas von den Fingernägeln ab, reibt diese mit geweihtem Öl ein und lässt ihn dann durch die auseinandergespreizten Finger blicken, so sieht er alle verborgenen Schätze der Umgegend. Unverwundbar wird der Mensch, der mit der sogenannten „Glückshaube" (Embryonenhaut) auf die Welt gekommen ist, wenn er erwachsen sie heimlich unter die Altardecke legt, damit der Geistliche darüber drei Messen lese, und dann diese Haut bei sich trägt. In Südungarn glaubt man, dass die Hausthiere schöne Junge zur Welt bringen und das ganze Jahr hindurch von Krankheit verschont bleiben, wenn man zur mitternächtlichen Christmesse zufällig als erster die Kirche betritt. Begegnet man auf dem Wege einem Geistlichen, so wird man im Laufe des Tages in irgendeiner Unternehmung Misserfolg haben.

In vielen Gegenden ist der Glaube verbreitet, dass im Dorfe sehr bald jemand sterben werde, wenn am Samstag beim Abendläuten die Kirchenglocke „weint", d. h. langgedehnte, weinerliche Töne von sich gibt.

Ist dieser Ton bei einem Leichenbegängnisse vernehmbar, so glaubt man im Háromszéker Comitat, derjenige werde bald sterben, den der Todte am meisten geliebt habe. Schlägt die Thurmuhr während des Glockengeläutes, so wird in der Gemeinde bald jemand sterben. Wer etwas in der Kirche vergisst, stirbt bald; ebenso derjenige, welcher während des Mittaggeläutes badet. Fällt in der Stube der Weihwasserbehälter von der Wand herab, so zeigt dies kommendes Unglück an. Unternimmt der Siebenbürger Székler eine Wallfahrt, so darf er auf dem ganzen Wege bis zum Wallfahrtsort nicht hinter sich blicken, denn er erlangt in diesem Falle keinen „Erlass seiner Sünden" und hat also die Wallfahrt vergebens unternommen.

Allgemein verbreitet ist der Glaube, man dürfe zur mitternächtlichen Christmesse nicht vor dem Glockengeläute gehen, denn kurz vor dem Geläute versammeln sich die Todten zum Gottesdienst in der Kirche.

Dieses Sinnen und Denken des Volkes, das man gewöhnlich Aberglauben nennt, findet sich überall auf der Welt; wer sich eingehender damit beschäftigt und die Tiefen der Volksseele ergründen will, wird es Volksglauben nennen. In diesem Volksglauben wurzelt jeder religiöse, wenn auch noch so ideale Glaube und schöpft aus ihm seine eigentliche Nahrung.

Die Wohlthätigkeit in Krain unter den Herrschern aus dem Hause Habsburg.

Eine culturgeschichtliche Studie.

Von **P. v. Radics.**

Laibach. (Schluss.)

Über die Graf Lamberg'sche Armenstiftung und den Vertheilungsmodus derselben in dem Zeitraume von 1754 bis inclusive 1766 gibt uns ein umfangreicher Codex der k. k. Studienbibliothek in Laibach [1]) erwünschten Aufschluss.

Es ist das Anmerkbuch der mit der Vertheilung der Armengelder aus dieser wohlthätigen Stiftung betrauten vier Priester und führt den Titel „Liber annotationis, in quo annotantur pauperes qui ex

[1]) Handschrift Nr. 57 (Folio.)

fundatione Lambergica benigniter sustentantur", im Chronographicum die Jahrzahl (1753) der Anschaffung des Buches weisend. Die Vertheilung der Gelder erfolgte nach vier Stadtbezirken, doch erschienen auch die Vorstädte Krakau und Tirnau einbezogen, und selbst Arme der Umgebung, so in Mariafeld, Kaschel, Draule u. s. w., fanden Berücksichtigung. Zumeist werden arme Frauenspersonen betheilt, doch auch arme Männer erscheinen in den Listen aufgeführt; dem Stande nach sind es meistens verarmte Bürgersleute, daneben alte kranke Dienstboten; in den letzteren Jahren (1764—1766) kommen einzelne Damen von Adel vor, die mit den kleinen Beträgen dieser Austheilung sich bescheiden müssen. Zur Vertheilung gelangte z. B. im ersten hier verzeichneten Jahre die Gesammtsumme von 1303 fl. 3 kr., und wurden damit 1320 Personen betheilt mit Beträgen von 1 fl. 42 kr. bis 17 kr., ja sogar nur von 8 kr. pro Kopf, in der Durchschnittssumme von 51 kr. pro Kopf, so dass eine Monatsausgabe von 94 bis 99 fl. erwuchs, außerdem erscheint zu der Ausgabe des Januar in diesem und den folgenden Jahresabschlüssen der Betrag der „Vermögenssteuer" mit 130 fl. sowie die Ausgabe für Medicamente (zwischen 6 und 8 fl.) miteinbezogen, desgleichen kleine Summen, die der jeweilige Vertheiler aus eigener Hand (ex propria manu) spendete. Auch ein größeres Darlehen wurde und zwar 1760 aus dieser Stiftung gemacht, wir finden nämlich beim Monate Januar angemerkt: „Darlehen im Betrage von 750 fl." und beigefügt: „Interimsschein pro 600 fl. hat der Graff Lamberg", weiters 1761 (Januar): „Darlehen 390 fl., Interimsschein pro 300 fl. hat der Graf Lamberg" und dann noch 1762 (Januer): „Capitalisten bey Steuer Quittung 195 fl., pro 150 fl. hat die Quittung Graf Lamberg" — man sieht, die Vergebung eines Darlehens war an die Zustimmung des Vertreters der Stiftung gebunden. Wie sich die Rückzahlung des Darlehens weiter abspielte, können wir nicht verfolgen, da bei den weiteren Eintragungen von 1763 bis 1766 unter den Monaten Januar keine auf die Vermögenssteuer und sonstige Ausgaben bezüglichen Vermerke angesetzt sind, sondern einfach nur die Ausgaben des Januar allein summiert erscheinen. Bemerkenswert ist, dass unter den Betheilten auch Personen auftreten, die als im „Hospital" oder im „Correctionshause" wohnhaft angeführt werden; anonyme Eintragungen kommen ebenfalls vor, so z. B. öfters „eine Person in der Stadt (quaedam persona in civitate)", die 1 fl. 42 kr. bezog, offenbar eine der verschämten Armen höheren Standes, die, wie schon oben angedeutet, in

den Aufzeichnungen der späteren Jahre mit Namen genannt erscheinen.

Die Kaiserin-Königin Maria Theresia hatte 1755 „den Ober- und Unterzechmeistern derer bürgerlichen Tischlermeister" in Laibach und Vorstädten ihre „vor undenklichen Jahren" her stets beobachteten Handwerksartikel bestätigt und ihnen ein Privilegium ertheilt; in den angefügten Statuten findet sich auch ein Artikel (6), welcher besagt, dass ein sehr armer Meister oder Gesell, wenn er in schwere Krankheit verfalle, aus der Handwerkscasse eine Unterstützung bekommen solle, die er aber, wenn er genese und wieder zu Vermögen komme, nach und nach zurückbezahlen müsse.

Nachdem mittelst Hofdecretes vom 6. April 1771 die Vereinigung aller in Laibach bestehenden Versorgungsanstalten und die Aufstellung einer eigenen Administration in dem sogenannten Bürgerspitalsgebäude ausgesprochen, demzufolge auch die Veräußerung des k. k. Hofspitales (Kaiserspital, neben dem Franciscanerthor gelegen) angeordnet wurde, ist die Schätzung desselben vorgenommen, der Kaufschilling mit 8500 fl. beziffert und die Hintangabe im Licitationswege angesetzt worden. Da jedoch an vier Auctionstagen kein Kauflustiger erschien, ließ sich 1774 die k. k. Tabakgefällsadministration zur Übernahme des Gebäudes um den Kaufschilling von 8500 fl. herbei, doch blieb es noch bis Georgi 1775 dem Fürstbischofe von Laibach, Karl Grafen von Herberstein, um den Mietzins jährlicher 350 fl. überlassen.

Was konnte dem Herzen des großen Menschenfreundes Kaiser Josefs II. näher liegen als die väterliche Sorge für die Darbenden? — fragt Meynert[1]) und fährt in seiner Darstellung der „Humanitären Anstalten" unter diesem erlauchten Regenten also fort: „In der That bildet dieser Beruf eine der erhebendsten und ehrwürdigsten Seiten seines Regierens. Bei all der Last der Geschäfte, die auf seinem unermüdlichen Haupte ruht, unterzieht er sich willig, ja freudig jeder neuen Mühewaltung, welche durch das Unglück oder durch die Wohlthätigkeit von ihm gefordert wird. Sein umfassender Blick begnügt sich nicht bloß mit allgemeinen Übersichten, sondern er vertieft sich auch gewissenhaft in alle mühsamen Details, durchblättert geduldig die kleinsten Umstände und eignet sich dadurch auf diesem edlen, aber an

[1]) Kaiser Josef II. Ein Beitrag zur Würdigung des Geistes seiner Regierung. Nach archivalischen Quellen von Dr. Hermann Meynert. Wien 1862. S. 106.

sich wenig verführerischen Felde der Verwaltung eine Sachkenntnis an, welche wundernimmt, eine Sachkenntnis, zu der nicht trockenes Studium, sondern allein die Menschenliebe und der warme Eifer für das Wohl des Nächsten verhilft."

Die schönste Illustration zu diesem allgemein giltigen Satze bildet Kaiser Josefs II. Fürsorge für die humanitären Verhältnisse in unserem Vaterlande Krain, die er mit seinem Scharfblicke während seines Aufenthaltes in Laibach (in den Märztagen 1784), gelegentlich dessen er unter anderem das Bürgerspital, das Militärkrankenhaus und das Militärwaisenhaus besucht und überall reichlich Geschenke zurückgelassen, verfolgt, und die zu bessern er sofort den Beschluss gefasst. Noch vor seiner Rückkunft in die Residenz erließ Josef II. an den damaligen Gouverneur der innerösterreichischen Lande Johann Franz Anton Grafen von Khevenhüller ein Handbillet, ddo. 28. März 1784,[1]) worin er demselben seine auf der Fahrt durch dessen Gouvernement gemachten Wahrnehmungen auseinandersetzt und seine daran geknüpften „Erinnerungen zu weiterer Veranlassung" mittheilt.

Nachdem in diesem wichtigen Documente betreffs des Landes Krain im Absatz 5 auf die hohe Bedeutung der „Austrocknung der Moräste zu Laibach, theils um die Stadt gesünder, theils um eine so große Strecke zur Cultur nutzbar zu machen", hingewiesen, doch dabei „Vorsicht und Kenntniß, damit nicht, wie es schon geschehen, viel Geld ausgegeben und das Ziel verfehlt werde — hiervon geben", wie der Kaiser betont, „die Gruber'schen Brücken und Schleußen einen klaren Beweis —" anempfohlen worden, ergeht sich der Monarch in den Absätzen 6 bis inclusive 10 des näheren über seine Absichten bezüglich der humanitären Institute in und für Krain. Wir wollen dieselben ihres ganz besonderen Interesses wegen hier wörtlich anführen. Sie heben also an:

„6. Das leerstehende Clarisserinnenkloster in Laibach (aufgehoben 1782) ist für das Militärspital und das (daranstoßende) Erziehungsinstitut des Thurnregimentes dann für das Verpflegsamt zu widmen; solches ist in dieser Absicht dem Militär zu übergeben und hierbey ein Plan nach der von Mir dem Kreishauptmann und dem Ingenieur mündlich erklärten Gesinnung zu entwerfen und dieses Gebäude darnach zuzurichten.

[1]) Ein Handbillet Kaiser Josefs II. Von Adam Adolf. Beiträge zur Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen. Graz 1875 (12. Jahrgang). S. 143—156.

7. Von dem versammelten[1]) Versorgungshause sind die alten Leute, die aus dem Hause gehen wollen, nach der vorgeschriebenen Art mit Stipendien zu versehen, wozu aber die Wohnung und Heizung mit eingerechnet werden müssen, die Kinder werden ohnedem nach dem angenommenen Grundsatz vertheilt und so wird dieses Haus wenigstens zum Theile leer und zum Besten der Fundation und besonders der Findelkinder verlassen und benützt werden können.

8. Da das Triester Findelhaus behauptet, daß ihm die meisten Findelkinder aus Krain gebracht und wieder dahin zu den Ammen und zu den Bauern in die Kost gegeben werden und also die Kinder in diesem zarten Alter zweimal die Reise hin und her machen müssen, so hätte das Gubernium sich mit dem Triester schriftlich einzuvernehmen, ob dieses letztere nicht einen Theil der für die Findelkinder gewidmeten Fonds sammt der dazu gehörigen Anzahl Kinder an Krain abgeben wollte, damit die krainerischen Findelkinder künftig gleich in Krain übernommen würden, um Triest nicht mehr damit zu überladen.

9. Scheint, daß von den in Laibach bestehenden 3 (Männer-) Klöstern wenigstens eines, wenn nicht zwei überflüssig sind, besonders da Ich die Exjesuitenkirche (zu St. Jakob) zur Pfarre bestimmt habe.[2]) Die Franciscaner wären also in das Kloster der beschuhten Augustiner zu übersetzen und diese aufzuheben; das dadurch leer werdende Franciscanerkloster wäre in ein Krankenhaus zu verwandeln,[3]) und dahin entweder eine eigene sehr wohlfeile Administration zu bestimmen, oder mit barmherzigen Brüdern zu versehen, welche am leichtesten und einverständlich mit dem Gubernium von Triest, so Ich unter einem anweise und wo sie entbehrlich sind, nach Laibach übersetzt werden könnten; nur müßte hauptsächlich ein gutes und geräumiges Krankenzimmer, so zugleich hoch genug wäre, in dem Kloster errichtet werden.

---

[1]) Vom 1. Mai 1773 waren die Hosspitalspfründner in Gemeinschaft mit den Bürgerspitals- und Graf Lamberg'schen armen Pfründnern, dann mit den aus dem damals bestandenen Waisenfonds verpflegten Waisenkindern gegen abgesonderte Verrechnungen unter eine eigene Administration gestellt. Mitth. d. hist. Ver. f. Krain, 1857, S. 14 ff.

[2]) Das Kloster der unbeschuhten Augustiner (Discalceaten) wurde am 14. April 1784, jenes der beschuhten Augustiner am 19. April 1786 aufgehoben. Wolf l. c., S. 145.

[3]) Siehe über die Errichtung des Civilspitales weiter unten.

10. Das sogenannte Zuchthaus ist weder hinlänglich verwahrt, noch sind die Züchtlinge in demselben so gehalten, wie sie es verdienten, denn sie haben Betten, geheizte Zimmer, 4 kr. Kost, spinnen und kehren nur die Gassen. Dieses muß ganz anders eingerichtet werden, und sind ihnen keine Betten, sondern bloß Pritschen mit Wasser und Brot zu geben und ist ihnen nur nach Maß ihres Fleißes im Spinnen und Arbeiten ein solcher Preis zu setzen, womit sie sich beiläufig 4 kr. täglich und nicht viel mehr erarbeiten können, sowie es in Wien beobachtet wird."

Die hervorragendste Folge der Kaiser-Anwesenheit in Laibach war in humanitärer Beziehung die Errichtung eines Civilspitales in Laibach durch Allerhöchste Entschließung vom 19. Juni 1786 mit der gnädigsten Entscheidung, dass die Barmherzigen mit dem zu errichtenden Spitale das Kloster des aufgehobenen Convents der unbeschuhten Augustiner in der Wiener Straße beziehen sollen,[1]) in welchem Gebäude das landschaftliche Civilspital bis zur Demolierung desselben nach der Erdbebenkatastrophe 1895 untergebracht blieb, und wo man ober dem Haupteingange auf grauem Marmor das Chronographikon in Goldschrift lesen konnte: „Infirmis vtrivsque sexvs Josephvs secvndvs Caesar rex pivs avgvstvs posvit."

Eine noch vor der Errichtung des Civilspitales datierende Zusammenstellung der humanitären Institutionen in Krain entnehmen wir der fleißigen Arbeit des J. v. Breckerfeld in einer handschriftlich erhaltenen Statistik „der drei Länder Steiermark, Kärnten und Krain".[2]) In dem IV. Abschnitte handelt der Verfasser von den „Spitälern, Armen-, Zucht- und Waisenhäusern", deren sich in den genannten drei Ländern 83 befanden. „Wenn die Anzahl armer Menschen," ruft der Verfasser aus, „die darin ihren Unterhalt finden, und die hierzu gewidmeten Capitalien ebenfalls erwogen werden, so kann man sich nicht allein von der landesfürstlichen Regierung, sondern auch selbst von der Nazion ob ihrem Beitrag einen erhabenen Begriff machen, welche beide mit vereinigt wohlthätigem Herzen für ihre gebrechlichen Mitmenschen so eine beträchtliche Hilfsquelle erschaffen haben, die man selten in anderen Ländern antrifft." v. Breckerfeld hebt besonders die Reinlichkeit in diesen Anstalten lobend hervor sowie die gute Verpflegung, die „gemeinlich durch bei diesen Ver-

[1]) Siehe meine Geschichte des landschaftlichen Civilspitales, S. 30 f.

[2]) Betitelt: „Kurzgefasste Beschreibung . . ." Landschaftliches Archiv im Museum Rudolfinum in Laibach.

sorgungshäusern bestellte Tracteurs geliefert werde". Als Beilage gibt er ein schematisches Verzeichnis der in dem inneröfterreichischen Gouvernement bestehenden derartigen humanitären Institute mit den in Zahlen ausgedrückten Details. Wir heben hier das Krain betreffende Schema heraus. Dasselbe lautet:

Lit. E.

Zuchthäuser, Spitäler und Versorgungshäuser in Innerösterreich. Gouvernement

Krain.

In Laibach:

	Genuß täglich, Woche	Spitäler männliche	Spitäler weibliche	Spitäler zusammen	deren Capitalien		jährliche Einnahmen		jährliche Ausgaben	
	kr.	Köpfe			fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Krain.										
In Laibach:										
1. Hofspital . . .	8	21	—	21	28.000	—	2.120	—	1.768	18
2. Bürgerspital .	8	11	11 }	48	52.000	—	2.628	—	2.266	7
Findelkinder . .			26 }							
3. Armenhaus . .	$5^3/_4$	28	27	55	58.850	—	2.804	—	2.688	$7^1/_2$
4. Waisenhaus . .	$6^1/_2$	19	19	38	58.000	—	3.920	—	3.103	12
5. Zucht- und Arbeitshaus . . .	4	27	19	27	13.500	—	4.606	$1^1/_2$	2.472	—
Landspitäler:										
6. Krainburg, Bürgerspital . . .	7	6	6	12	17.300	—	692	—	663	—
7. Stein, Bürgerspital	7	9	8	17	30.772	36	1.270	54	1.109	—
Summa in Krain		121	116	218	258.422	36	18.040	$55^1/_2$	14.069	$44^1/_2$

Gesammtpopulation in Krain 412.298 Köpfe.

Durch die infolge Hofverordnung vom 31. März 1787 anbefohlene Errichtung des Hauptarmenfonds — die Pfarrarmeninstitute waren in Krain durch auf Allerhöchsten Entschließungen beruhende Verordnungen des inneröfterreichischen Guberniums de dato 18. September 1784 eingeführt worden — hörte die gänzliche Verpflegung der Pfründner im Bürgerspitalsgebäude auf, dieselben erhielten jedoch durch mehrere Jahre die freie Wohnung im Gebäude und wurden mit Geldportionen in verschiedener Höhe auf die Hand betheilt. Später, da seiner günstigen Lage wegen (am Eingange zum Hauptplatze) das ganze Bürgerspitalsgebäude in Mietzins überlassen wurde, bekamen die Hosspitalspfründner (aus Idria) lediglich die Pfründenportionen auf die Hand, und die Armeninstitutsvorstehung in Idria hatte nach Ablauf eines jeden Quartals mittelst Vorlage eines Ausweises das erforderliche Geldquantum bei der Wohlthätigkeitsanstaltendirection in Laibach anzusprechen, bis 1853 die k. k. Hosspitalsstiftung an das k. k. Bergamt in Idria übertragen, beziehungsweise ihm die Verwaltung des gesammten Vermögens sowie die Betheilung der erwerbsunfähigen Knappen und deren Angehöriger überlassen wurde.[1])

Im Jahre 1789 war aus den vier Versorgungsanstalten der Landeshauptstadt, dem Hosspital, Bürgerspital, Waisenhaus und Armenhaus, ein Hauptarmenfonds gebildet worden, der bis zum Jahre 1822 fortbestand.

An das Armeninstitut (die Bruderschaft der thätigen Liebe des Nächsten) flossen um 1785 die Strafgelder des Magistrates und 1% von allen Licitationen, ebenso die Zinsen des Armencapitales beim Domcapitel.[2])

Ein um die Stadt Laibach hochverdienter Bürger jener Tage, der reiche Tuchfabrikant Desselprunner, regte im Jahre 1788 die Errichtung eines freiwilligen Arbeitshauses an, und es wurden bereits alle Vorkehrungen zum Inslebentreten dieses Institutes getroffen, doch kam es schließlich nicht dazu.[3])

Nach dem Regierungsantritte Kaiser Leopolds II., als die bekannte ständische Bewegung gegen die Reformen Kaiser Josefs II. eingeleitet war, richteten auch „die treugehorsamsten Stände des Herzogthums Krain" noch im Jahre 1790 eine „Allerunterthänigste Vorstellung" an Kaiser Leopold, worin sie u. a. alle ihre alten

---

[1]) Mitth. d. hist. Ver. f. Krain, 1857, S. 14 ff.

[2]) Ältere Registratur der Stadt Laibach. Fascikel 3 und 134.

[3]) Ebenda. Fascikel 208.

Rechte und Freiheiten aufzählten. Im § 13 dieser umfangreichen Denkschrift[1]) führen die Petenten die ihnen zustehenden Patronatsrechte an. Und da heißt es:

„Es wäre zwecklose Weitläufigkeit, alle die Patronatsrechte der Stände zu geistlichen und weltlichen Stiftungen, welche in der Hauptsache niemals streitig gemacht, sondern nur theils mit neuen Lasten bebürdet, theils durch die Abweichung von dem ursprünglichen Willen des Stifters verletzt worden, einzeln aufzuzählen. Von dieser Gattung waren das Schilling-Raabi'sche Priesterbeneficium von 10.000 fl. für einen Befreundeten und in Ermanglung desselben für einen Landstand (Stiftbrief de dato Laibach den 29. October 1751). Die Adam Kisl'sche Stiftung von 500 fl. für Arme, die ein jeweilig geistlicher Verordneter zu vertheilen hatte (landschaftliche Obligation de dato Laibach 29. October 1751 u. s. f.). Bei der fast allgemeinen Armut des Landes, bei den vorzüglich in Krain so sehr beschränkten Erziehungsanstalten sind Patronatsrechte auf Stiftungen, welche zur Erziehung der adeligen Jugend gewidmet sind, wahre Wohlthaten."

Sie haben, fahren die Stände in ihrer Deduction weiter fort, das Patronatsrecht zur Theresianisch Schellenburg'schen Stiftung von 80.000 fl. auf 8 gut adelige krainische Jünglinge, die am Theresianum erzogen werden sollen (Stiftbrief de dato Wien den 1. November 1750). Sie ist nun in Stipendienstiftungen verwandelt, auf mehrere Jünglinge mit Verminderung der Stiftungsbeträge ausgedehnt (Hofentschließung vom 17. October 1787) und überhaupt allem Zwange der übrigen Stipendiatstiftungen unterworfen. Ferner das Recht des Vorschlages für sechs Plätze in der Neustädter Militärakademie gegen dem, dass sie jährlich 2500 fl. aus der ständischen Casse abführen (Hofresolution vom 6. Juli 1754), wozu der Fonds aus dem Verkauf der den Ständen von Maximilian I. verliehenen Jagd- und Forstgerechtigkeit entstand. Endlich das Präsentationsrecht zu der Schellenburg'schen Fräuleinstiftung bei den Ursulinerinnen in Laibach auf zwei adelige und in Ermanglung auch unadelige Mädchen per 8835 fl. (Stiftbrief de dato Laibach am 1. Februar 1771). Sie wurde ebenfalls in eine Stipendiatstiftung verwandelt, der Zinsenertrag auf dem Platze vertheilt (Gubernialverordnung vom 29. December 1784) und den Fräulein sogar aufgedrungen, sich durch sechs Jahre nach vollendeter eigener Erziehung als öffentliche Lehre-

[1]) Abgedruckt und besprochen von Dr. E. H. Costa in den Mittheilungen des historischen Vereines für Krain, 1859.

rinnen zu verwenden (Gubernialverordnung vom 12. März 1788).[1]) Das Stipendienwesen an den Unterrichtsanstalten wurde durch Hofdecret Kaiser Leopolds II. de dato 8. Februar 1791 geregelt, indem die Verhandlung über die Stipendien den durch das genannte Hofdecret eingeführten Lehrerversammlungen zugewiesen erschien.

Wir sehen um 1792 ärmere und brave Schüler des Laibacher Gymnasiums auf mancherlei Weise unterstützt. Ein Theil von ihnen war von der Zahlung des Unterrichtsgeldes, welches sich während eines Semesters auf 6 fl. belief, befreit, andere genossen aus ehemaligen Stiftungen entstandene Stipendien und wieder andere sogenannte Unterrichtsstipendien. Zu diesen Stipendien, 17 (seit dem Jahre 1805 jedoch nur 10) an der Zahl und jedes zu 50 fl., wurde das einlaufende Unterrichtsgeld verwendet.[2])

Zu Ende des 18. Jahrhunderts hatte sich der kaiserliche Leibchirurg und Professor der Chirurgie in Laibach Kern bei Einführung der Impfung um das allgemeine Wohl hochverdient gemacht. Er verfasste eine von den Ständen in 1500 Exemplaren verbreitete Schrift, „Aufruf zur allgemeinen Annahme der Kuhpockenimpfung" (1797), welche der krainisch vaterländische (slovenische) Dichter Valentin Vodnik ins Slovenische übersetzte und seiner Zeitschrift „Lublanske Novize" des Jahres 1798 beilegte.[3]) Ja der vaterländische deutsche Dichter Suppantschitsch empfahl diese sanitäre Institution in einem eigenen Poem: „Die Kuhpockenimpfung. Ein Gedicht an die Herzen der Mütter" (Laibach 1806).[4])

Das Wiederaufleben der krainischen Stände — nach dem französischen Interregnum von 1809 bis 1814 — wurde in dem habsburgtreuen Lande Krain durch eine im Laibacher Schauspielhause veranstaltete großartige Feier auf das festlichste begangen (18. März 1819), und es fand die aus diesem hocherfreulichen Anlasse gegebene „allegorisch-mimische Vorstellung" zum Besten „der Unterstützung nothleidender Mitmenschen" statt. Ein diese Vorstellung schließender Epilog[5]) auf die Leistungen der Stände für das Volkswohl gipfelt in den begeisterten Worten:

---

[1]) l. c., S. 39.

[2]) Dr. J. M. Klimesch, Zur Geschichte des Laibacher Gymnasiums. Jahresbericht des k. k. Staats-Obergymnasiums in Laibach, 1896, S. 28 f.

[3]) Dimitz, Geschichte Krains, IV, S. 287.

[4]) Unicum in der k. k. Studienbibliothek zu Laibach.

[5]) Fliegendes Blatt, gedruckt, 4°, 4 S. Meine Sammlung.

„Bald nahte Kaiser Franz den alten Gauen
Und brachte Frieden, Ordnung, Recht und Glück,
Auch ließ er uns die Landesmutter schauen,
Und Gottes Segen kehrte auch zurück. —
Damit zuletzt der Fürst sein Werk vollende,
Erweckt er neuerdings die alten Stände:

Des Landes Wohl als Vater zu berathen,
So wie sie seit Jahrhunderten gewohnt,
Und vorzuleuchten uns durch solche Thaten,
Wofür der Staat mit Bürgerkronen lohnt.
Dies Fest der Menschenliebe wird verkünden,
Wie schön die Edlen Krains ihr Werk begründen."

Kaiser Franz I. war es, der bei seiner wiederholten Anwesenheit in der Landeshauptstadt Laibach insbesondere der so wichtigen Frage der Morastentsumpfung und Morastcultur das sorgfältigste Augenmerk zuwandte und im allgemeinen bei dem längeren Aufenthalte in den Tagen des Laibacher Congresses (1821) auf väterliche Weise in erster Linie den Wohlthätigkeitsanstalten des Landes und der Hauptstadt das regste Interesse widmete. Im Jahre 1822 wurden aus dem Hauptarmenfonds das Waisenstiftungsvermögen und das Findelhausvermögen ausgeschieden, und es bildete sich, nachdem auch diese beiden Fonds voneinander getrennt worden, der neu creierte Waisenhausstiftungsfonds mit dem (1788) bestandenen Vermögen von 64.000 Gulden.[1])

Kurz vor Zusammentritt des Laibacher Congresses war (1820) dem Lande Krain seine größte Wohlthäterin erstanden in der heute dank der ausgezeichneten Leitung und Gebarung zu so hoher Bedeutung für die Landeswohlfahrt gediehenen und das namhafteste Wohlthätigkeitsinstitut des Landes darstellenden krainischen Sparcasse, nach der Wiener der ältesten in Österreich, über deren wahrhaft kolossale Leistungen auch auf humanitärem Gebiete wir an späterer Stelle nach Gebür ausführlich sprechen wollen. 1835 wurde mit der krainischen Sparcasse das bis heute bestehende Pfandamt verbunden, nachdem ein im vorigen Jahrhundert gegründetes städtisches Versatzamt von 1743 bis 1772 gewirkt hatte.

Über den Stand der Wohlthätigkeitsanstalten der Landeshauptstadt in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts gibt uns das treffliche Buch des Med. Dr. Lippich[2]) genügenden Aufschluss. Als Ge-

[1]) Mitth. d. hist. Ver. f. Krain, 1864, S. 88.

[2]) Topographie der k. k. Provinzialhauptstadt Laibach in Bezug auf Natur und Heilkunde, Medicinalordnung und Biostatik. Laibach 1834. 8⁰, 403 ff.

sammtbegriff der Institute, welche 1834 unter dem Namen „Civilspital" vereinigt erschienen, führt Lippich nachstehende Anstalten, in drei Classen eingetheilt, an:

A. Staatsanstalten: 1. Irrenhaus, 2. Gebärhaus, 3. Findelhaus, 4. Klinik;

B. Localanstalten: 5. Krankenhaus, 6. Armenhausstiftung;

C. Privatanstalten: 7. Graf Lamberg'sche Armenstiftung, 8. Hospitalstiftung, 9. Bürgerspitalsstiftung, und es sind den ausführlichen Darstellungen dieser einzelnen Anstalten vorzüglich gearbeitete Tabellen beigegeben.[1])

Derselbe ausgezeichnete Gelehrte und Fachmann veröffentlichte aber im nämlichen Jahre ein die Behütung der Volkswohlfahrt direct ins Auge fassendes, eminent humanitäres Werk unter dem Titel „Grundzüge der Dipsobiostatik oder politisch-arithmetische, auf ärztliche Beobachtung gegründete Darstellung der Nachtheile, welche durch den Missbrauch der geistigen Getränke in Hinsicht auf Bevölkerung und Lebensdauer sich ergeben",[2]) ein durch Zahlen reich belegtes Memento für Volk und Regierung. In diesem Buche bedauert Lippich namentlich auch das Nichtvorhandensein eines Siechenhauses in Laibach, dessen Folge die große Anzahl unheilbarer chronischer Kranken unter den Armen der Stadt.[3]) In Bezug auf das Grundthema seiner Arbeit aber ruft er aus: „Wenn die Regierungen durch zusammenwirkende Bemühungen der Ärzte schlagendste Beweise erhalten haben, dass die Trunksucht der Staaten Wohlfahrt schon physisch außerordentlich gefährdet, dann werden wir hoffentlich weniger Industrie in Erzeugung und Raffinierung geistiger Getränke, aber dafür eine für den Einzelnen wie für das Allgemeine weit lucrativere Ordnung in der bürgerlichen und Lebensökonomie vieler Staatsbürger erblicken!"[4])

Im gleichen Jahre (1834) entstand die heute noch als „Kindergarten" bestehende Kleinkinderbewahranstalt in der St. Floriansgasse, an deren Errichtung sich in hervorragender Weise der kurz vorher neu gegründete, bis zur Gegenwart blühende Casinoverein (Deutsches Casino) betheiligte. Es ist aus dem Jahre 1834 nämlich erhalten die „Nachricht des Casinovereines" wegen der ehestens in Aussicht gestellten Errichtung einer Kleinkinderbewahranstalt in Laibach, für welche der

---

[1]) Ebenda, S. 272 bis 312.

[2]) Laibach 1834, 8°, 149 S. K. k. Studienbibliothek in Laibach.

[3]) Ebenda, S. 53.

[4]) Ebenda, S. IX.

Verein kräftig mitgewirkt hat, sammt Verzeichnis derjenigen Gegenstände, welche als Gewinste zu der für genannten humanitären Zweck veranstalteten Verlosung von den Casinomitgliedern gespendet wurden.[1])

Die wirtschaftlichen Verhältnisse der ersten Dreißigerjahre führten im Bezirke Umgebung Laibach (1833) zur Gründung eines Getreidesparspeichers, dessen Statuten und Geschäftsordnung die Regierung mit Gubernialverordnung de dato 7. März 1833 bestätigte.[2])

„Es ist eine bemerkenswerte Erscheinung, dass die erst heutigen Tages zu üppiger Entfaltung gelangende, in jüngster Zeit sogar auf legislatorischem Wege geförderte Idee der Association (Bildung von Unfallversicherungs- und Krankencassen) in Laibach schon in so früher Zeit eine bis zum heutigen Tage in stetiger Entwicklung begriffene Blüte trieb, wir meinen den Handelskranken- und Pensionsverein, an dessen Gründung man schon im Jahre 1835, also zu einer Zeit schritt, als unseres Wissens derartige Institute erst in Wien und Graz bestanden."[3]) Mit diesen Worten leitet „ein Freund des Vereines" seine anlässlich der 50. Gedächtnisfeier des 1838 activierten humanitären Institutes — bei welcher Canonicus Josef Erker eine herzerhebende Ansprache hielt — verfasste geschichtliche Skizze des Handelskranken- und Pensionsvereines ein, welche Geschichte uns den neuerlichen Beweis erbringt von dem opferwilligen und hingebenden Wohlthätigkeitssinne der Bewohner unserer Landeshauptstadt und speciell des vortrefflichen Handelsstandes derselben. Dieser den Vereinsmitgliedern, beziehungsweise Handelsangestellten unserer Stadt im Laufe seines segensreichen Bestandes so reichlich zunutzen gewordene Verein, der sich seit dem Jahre 1894 dank dem freundlichen Entgegenkommen der ehrwürdigen Oberin der Congregation der barmherzigen Schwestern vom heiligen Vincenz de Paula, Schwester Leopoldine Hoppe, in dem von ihr in Udmat bei Laibach neu erbauten Asylhause für kränkliche barmherzige Schwestern und für alte dienstunfähige Priester eines eigenen stabilen, ganz nach Angabe der Vereinsleitung eingerichteten Krankenlocales, dreier Zimmer mit Badecabinet, erfreuen kann, zählte mit Abschluss des Vereinsjahres 1896 im ganzen 594 Mitglieder (7 Ehrenmitglieder, 44 unterstützende und 543 wirkliche) und ein Vereinsvermögen von 1,054.483 fl. 36 kr.[4]) An der zielbewussten Spitze des

[1]) K. k. Studienbibliothek in Laibach.

[2]) Ebenda.

[3]) 50. Jahresbericht des Handelskranken- und Pensionsvereines. Laibach 1888. S. 37.

[4]) Jahresbericht für das Jahr 1896, S. 6 f.

in seiner edlen Tendenz insbesondere auch durch die krainische Sparcasse mächtig geförderten Vereines, bei dessen Gründung sich in erster Linie der unvergessliche Philanthrop Handelsmann Ferdinand Schmidt (der, nebenbei bemerkt, sich auch als Entomologe Krains viel Verdienste um die Wissenschaft erworben) bethätigte, steht seit einer Reihe von Jahren als Director Emmerich C. Mayer, Inhaber des Bank- und Manufacturwarengeschäftes J. C. Mayer in Laibach, und ihm zur Seite als Director-Stellvertreter, gleichzeitig als Cassier und Buchhalter der gegenwärtige Privatier Matthäus Treun, der nun schon 54 Jahre hindurch dem Vereine seine unermüdliche erfolgreiche Thätigkeit widmet und in consequenter Verfolgung seiner auf die Förderung der humanen Zwecke desselben gerichteten Absichten jüngst erst die Herstellung einer Gruft auf dem hiesigen Friedhofe bewirkte als einer gemeinsamen Ruhestätte für jene Mitglieder, die in Laibach sterben und solcher Angehöriger entbehren, welche für die Errichtung und Erhaltung eines würdigen Grabmales sorgen könnten.

Auf dem Friedhofe zu St. Christoph in Laibach hält ein künstlerisch ausgeführtes Denkmal bis in die fernsten Zeiten die Erinnerung wach an eine der größten Wohlthäterinnen der Armen unserer Tage, an Frau Marie Murnik, welche durch Decennien, ja bis in ihre letzten Lebenstage die Bekleidung armer Schulkinder zu Weihnachten aufopferndst leitete und auch anderweitig in humanitärer Richtung unermüdlich wirkte. Das ihr von ihrem Gatten, dem kais. Rathe J. Murnik gewidmete prachtvolle Denkmal weist auf einem vom heimatlichen Künstler Gangl meisterhaft gefertigten Marmormedaillon in sinniger Allegorie auf dieses ihr unvergessliches humanitäres Wirken hin.

Das sturmbewegte Jahr 1848 hatte die Gründung eines krainischen Invalidenfonds für die aus Krain gebürtigen und in den vaterländischen Truppenkörpern invalid gewordenen Soldaten der ruhmreichen Armee im Gefolge, und unter den ersten Spenden, welche diesem krainischen Invalidenfonds zugekommen, war die Einnahme aus dem Erlöse der am 1. August 1850 vom damaligen provisorischen Director des Laibacher k. k. Obergymnasiums, dem nachherigen Hofrathe im k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht Dr. Johann Ritter von Kleemann, gehaltenen ausgezeichneten Eröffnungs- und Schlussrede bei Gelegenheit der feierlichen Prämienvertheilung, in welcher der gewiegte Lehrer und gefeierte Pädagoge dem Publicum

die Einsicht in die neue Organisierung der Gymnasien in vortrefflicher Weise vermittelte.

Zwei Jahre vor der erfolgten Neuorganisierung der Gymnasien hatte der Fürstbischof von Laibach Anton Alois Wolf (unterm 29. September 1846) das „Collegium Aloisianum" in Laibach gestiftet als Pflegestätte für arme und sittsame Studierende des Laibacher Gymnasiums und Vorbereitungsanstalt für nachherige Studierende der Theologie im fürstbischöflichen Priesterseminare, indem der für sittlich-religiöse Erziehung der Jugend im allgemeinen und zunächst für einen tüchtigen Ersatz der Priesterschaft besorgte Kirchenfürst selbst sich mit den ansehnlichsten Summen an der Gründung betheiligte und durch ein schwungvolles Rundschreiben an den Clerus der Diöcese die rühmlichste Nacheiferung hervorrief, auch in seinem Testament (1858) das ihm so sehr am Herzen liegende Institut großmüthigst bedachte. Im Jahre 1896 konnte dieses stets unter ausgezeichneter Leitung befindliche humanitäre Erziehungsinstitut die Feier des 50jährigen Bestandes würdig begehen in dem erfreulichsten Rückblicke auf die schönen darin erzielten Erfolge.[1])

Kaiser Franz Josef I.

Die Ereignisse des Jahres 1848 boten, wie schon oben angedeutet worden, dem Wohlthätigkeitssinnne wie der Bewohnerschaft Laibachs so der gesammten Bevölkerung des Landes den Anlass zu wiederholter rühmlicher Bethätigung, und wie einerseits der patriotische, kaisertreue Sinn des Krainers sich in opferwilligster Hingabe für Kaiser und Reich auf den Schlachtfeldern Italiens und Ungarns neuerdings glänzend bewährte, so steuerte andererseits der Geringste aus dem Volke in edlem Wetteifer mit dem Vermögenden sein Scherflein bei zur Linderung der armen Verwundeten und Kranken. Und wie die Bürger unserer Städte und Märkte begeistert in die Reihen der allerorts errichteten Nationalgarden eintraten, deren würdige und musterhafte Haltung dem trefflichen Commandanten der Laibacher Nationalgarde, Johann Baumgartner, gegenüber nachher von maßgebender Seite durch den Generaladjutanten Sr. Majestät, Grafen Grünne, sowie durch den Gouverneur Grafen Welsersheimb anerkannt worden, so war auch bei Gründung und Erhaltung

1) Man vergleiche die vom gegenwärtigen Director des Aloisianums Dr. Josef Lesar herausgegebene Festschrift „Doneski za zgodovino Alojzijevišča". Laibach 1896. 8⁰., 73 S.

dieser Körperschaft der traditionelle humanitäre Sinn unserer Bevölkerung ein überaus reger, wie sich dies aus den noch vorhandenen Listen der für die unbemittelten Mitglieder unserer Garde beisteuernden Wohlthäter ergibt.[1])

In die ersten Fünfzigerjahre fällt der Ausbau eines Gemeindespitales in Adelsberg, zu dem schon der große Menschenfreund Dr. Med. Karl Bessel (1846) den Grund gelegt, indem nun die Witwe des in der Grotte daselbst infolge Schlagflusses plötzlich verschiedenen reichen Gewerken Franz von Winkler eine ansehnliche Summe widmete, welche die endliche Activierung eines Spitales ermöglichte.[2])

Das beglückende Ereignis der Anwesenheit Ihrer Majestäten am 11. März 1857 in den Räumen der Adelsberger Grotten und die Errichtung eines Denkmales in der aus diesem feierlichen Anlasse neu eröffneten „Franz Josef- und Elisabeth-Grotte" führten zur Gründung einer Krainisch-Adelsberger Grotten-Invalidenstiftung, aus welcher fortan am 11. März zwei oder mehrere im allerhöchsten Dienste invalid gewordene, in keinem Invalidenhause untergebrachte Krieger betheilt werden, wobei gebürtige Adelsberger vor anderen Landessöhnen den Vorzug zu genießen haben.[3])

Im Jahre 1855 wurde in der Landeshauptstadt der noch heute blühende evangelische Frauenverein gegründet mit dem Zwecke der Ausübung von Werken christlicher Liebe innerhalb der evangelischen Gemeinde Laibachs, welcher während seines Bestandes nicht nur im Rahmen des Vereinszweckes segensvoll gewirkt, sondern ohne Rücksicht auf die Confession auch außerhalb desselben wiederholt wohlthätig eingegriffen, so namentlich bei den Überschwemmungen der Morastbewohner, bei der Erdbebenkatastrophe u. s. w.

Die Schrecknisse des italienischen Krieges von 1859, die eine so große Anzahl schwer verwundeter Krieger des k. k. Heeres nach den Spitälern unserer Stadt brachten, veranlassten mehrere Damen der Laibacher Gesellschaft zu einer Vereinigung, die dann auf dem Perron des Südbahnhofes die mit den Verwundeten und Kranken gefüllten Trains erwarteten und, geleitet vom Gefühle edelster Menschlichkeit, in rastlosestem Eifer unter Aufwand namhafter materieller Mittel und selbstentäußernder persönlicher Hilfeleistung die augenblickliche schreckliche Lage der braven Soldaten nach Möglichkeit mil-

---

[1]) „Laibacher Zeitung" vom Jahre 1848.

[2]) Siehe mein „Adelsberg und seine Grotten". Triest 1861. S. 9.

[3]) Ebenda, S. 35.

derten. Der Dank unseres allgeliebten Kaisers und unserer allgefeierten Kaiserin, welche persönlich das k. k. Militärspital in Laibach besuchten, ward den Laibacher Damen als schönster Lohn![1])

Am 23. Mai 1857 hatte der einem altkrainischen Geschlechte entstammende Karl Josef Freiherr von Flödnig, k. k. Kämmerer und Gubernialrath, in Laibach das Zeitliche gesegnet, und mit ihm schied ein Wohlthäter der leidenden Menschheit aus dem Leben. Er hatte nämlich mit der Begründung, dass er die „Blindheit für eines der größten Unglücke halte", für arme hilflose, insbesondere verwaiste Blinde aus Krain, vor allem aus der Pfarre Flödnig eine nun nach ihm benannte Blindenstiftung, die durch landesfürstlichen Willebrief vom 3. November 1860 activiert wurde, geschaffen. Das Stiftungscapital beträgt derzeit die Summe von 93.350 Gulden; im Genusse derselben standen im Jahre 1895 im ganzen elf Blinde, von denen zehn im Linzer Blindeninstitut und einer in der Grazer Odilienblindenanstalt untergebracht waren.[2])

Außerdem besteht eine Blindenstiftung für Krain von Jelouschek, einem Angehörigen der seit 1428 in Oberlaibach urkundlich nachweisbaren Familie Jelouschek,[3]) die in einem Zweige in den Adelsstand erhoben ward mit dem Prädicate von Fichtenau. Für Taubstumme bestehen Stiftungen von Holdheim, Wolf, Dafner, Schuschek.[4])

Das Jahr 1860 sah den Pensionsverein für Witwen und Waisen der Volksschullehrer Krains erstehen, nachdem bereits 1856 für dürftige Schüler des Laibacher Gymnasiums der Gymnasialunterstützungsfonds gegründet worden war.

Der ausgezeichnete Kinderarzt Dr. Wilhelm Kovatsch gründete mit einer Anzahl von Damen der Laibacher Gesellschaft und unterstützt durch die allgemeine Wohlthätigkeit im Jahre 1864 das Laibacher Kaiserin Elisabeth-Kinderspital, über welches Ihre Majestät die Kaiserin und Königin Elisabeth das Protectorat anzunehmen geruhte; das Kaiserin Elisabeth-Kinderspital, das sich heute eines nach den neuesten Forderungen an ein solches Institut aufgeführten schönen

---

[1]) Siehe mein „Die Frauen Krains". Laibach 1862. S. 89.

[2]) Vladimir Levec, Schloss und Herrschaft Flödnig. Laibach 1897. S. 59.

[3]) Den Stammbaum nach den Matrikeln und anderen Urkunden hat der gegenwärtige Bürgermeister von Oberlaibach und Landtagsabgeordnete Gabriel Victor Jelovšek zusammengestellt.

[4]) Anton von Globočnik l. c., S. 74.

Heims mit dem Belegraum von 100 Betten erfreut und seitens der Allerhöchsten Schutzfrau der steten Förderung gewürdigt wird, ist seit seinem Bestande ein reicher Quell des Segens für die armen kranken Kleinen und namentlich auch für deren hartbedrängte Eltern geworden.

Das Jahr 1864 war für einen großen Theil der Bevölkerung des Karstes in Innerkrain ein höchst betrübendes. Durch anhaltende Dürre wurde der ohnedies karge Grasboden verbrannt, die Ernte durch verderbliche Hagelschläge vernichtet und wurden besonders die Nachbarbezirke der k. k. Hofgestütsfiliale Pröstranegg im darauffolgenden Jahre einer Hungersnoth ausgesetzt, wobei jedoch die Hilfe von Allerhöchster Seite in ausgiebigster Weise erfolgte. Der Oberststallmeister Graf Grünne erschien persönlich an Ort und Stelle, und auf Grund seines Berichtes erwirkte er bei den Mitgliedern des Allerhöchsten Kaiserhauses die großmüthige Spende von 25.000 Gulden. Nach Einvernehmung des Landespräsidiums wurden für die Nachbarbezirke Adelsberg, Senoschetsch und Laas, wo der Nothstand auf das höchste gestiegen war, Saatfrüchte, Kukuruz und Kartoffel angekauft, vertheilt und die Gemeinden auch sonst werkthätigst unterstützt; in Pröstranegg selbst wurden Lebensmittel an die Ärmsten vertheilt und so der Noth auf das möglichste gesteuert.[1])

Neben den Kriegsereignissen des Jahres 1866, welche infolge der Verwundetentransporte aus Italien auch hierlands wieder die öffentliche Wohlthätigkeit in glänzendem Lichte erscheinen ließen, waren es zwei humanitäre Fragen, die in diesen Tagen an die competenten Körperschaften herantraten, einmal die Waisenhausfrage, welche an die krainische Landschaft, dann die Frage der Errichtung einer Corporationsstiftung, die an den 1861 gegründeten Verein der Ärzte für Krain herankam. Mit großer Gründlichkeit ward die Errichtung eines Waisenhauses von Seite des unentwegt für das Volkswohl wirkenden krainischen Landesausschusses erörtert, und liegt diesbezüglich ein ausführlicher „Erster Bericht wegen Errichtung eines Waisenhauses“ vor,[2]) wenngleich die Activierung dieses so eminent humanitären Institutes erst später erfolgen konnte.

Der seit der Gründung des Vereines der Ärzte für Krain für dieses Institut wie im allgemeinen für die Standesinteressen uner-

[1]) Das k. k. Hofgestüt Lippiza (1580 bis 1880). Verfasst von Hofrath J. Auer, als Manuscript gedruckt herausgegeben vom k. k. Oberststallmeisteramte. Wien 1880. S. 50.

[2]) Laibach 1866. K. k. Studienbibliothek in Laibach.

müdliche Vereinssecretär und spätere Obmann, der k. k. Regierungsrath, Professor und Director sämmtlicher Wohlthätigkeitsanstalten Dr. Alois Edler von Valenta-Marchthurn, rief auf Grund einer von dem um das Heil der leidenden Menschheit hochverdienten Hofrath Dr. Freiherrn von Löschner anläßlich dessen Erwählung zum Ehrenmitgliede dem Vereine gemachten Widmung am 24. März 1866 die Bildung einer Unterstützungscasse für Witwen und Waisen von Vereinsmitgliedern ins Leben, welche dann als Löschner-Stiftung activiert wurde und, heute bereits über ansehnliche Mittel verfügend — Gesammtvermögensstand 8450 fl. — gar manchen der Witwen und Waisen nach Berufsgenossen wohlthuendsten Beistand gewährte. Auch dieser Stiftung hat gleich am Beginne und seit 1877 ununterbrochen die mächtige Förderin alles Guten und Edlen, die krainische Sparcasse, durch namhafte Spenden ihre hilfreiche Hand geboten.[1])

Die von der Gewerkschaft der Freiherr von Zois'schen Berg- und Hüttenwerke in Oberkrain organisierte Bruderlade gieng nach Verkauf der genannten Werke (in den Siebzigerjahren) an die krainische Industriegesellschaft (Director Karl Luckmann, Landtagsabgeordneter) über. Gewerkschaftsbruderladen bestehen außer in Aßling auch in St. Anna bei Neumarktl, in Littai, Sagor, Gottschee und Britof bei Divacca.

In den letzten Jahren hat die Administration[2]) der Erasmus Graf Lichtenberg'schen Adjutenstiftung vom Jahre 1839 für Adelige im Justiz- und politischen Verwaltungsdienste aus den inzwischen aufgelaufenen Ersparnissen die ursprünglich festgesetzten fünf Stellen um zwei vermehrt.

Für mittellose adelige Damen besteht außer krainischen landschaftlichen Fräuleinstiftungen aus dem Vermögen der aufgehobenen Frauenklöster in Krain noch die Freiin von Salvey'sche Stiftung mit Betheilung auf die Hand.

Am 4. November des Jahres 1895 waren 75 Jahre verflossen, seit der Verein der krainischen Sparcasse — wie wir schon oben zu erwähnen Gelegenheit hatten — als der zweitälteste der gleichartigen

---

[1]) Festschrift des Vereines der Ärzte in Krain anläßlich seines 25jährigen Bestandes. Herausgegeben von der Vereinsleitung (verfasst von Regierungsrath Dr. v. Valenta). Laibach 1886. S. 50 ff.

[2]) Gegenwärtig führen die Administration dieser Stiftung August Freiherr von Rechbach, k. und k. Major a. D., und Alfons Graf Auersperg, k. und k. Fregattencapitän a. D.

Vereine Österreichs seine Wirksamkeit in Krain begonnen hatte, die im Laufe der Zeiten eine für das Wohl des Landes so fruchtbringende geworden. Aus Anlass dieses Gedenktages veröffentlichte die Vereinsleitung — Präsident Josef Luckmann, Banquier, Amtsdirector Dr. Josef Suppan — eine „Denkschrift", welche kraft der aus ihr sprechenden Zahlen nicht allein eine Geschichte „der Wirksamkeit der krainischen Sparcasse", sondern zugleich eine Geschichte der fortschreitenden, durch die krainische Sparcasse auf das nachhaltigste geförderten culturellen und speciell humanitären Entwicklung im Lande Krain während des dritten Vierteljahrhunderts ihres Bestandes (1870 bis 1895) darstellt.

An der Hand jener Denkschrift und zurückgreifend auf die Jahre von 1870 bis hinauf in das Jahr 1848, in welchem die Spenden dieses Sparinstitutes für humanitäre Zwecke beginnen konnten, ließ sich eine tabellarische Übersicht aller Posten zusammenstellen, welche die krainische Sparcasse aus ihrem Reservefonds als Spenden für Zwecke der Wohlthätigkeit allein (von 1848 bis an den Schluss des Jahres 1896) auf den Altar des Vaterlandes niedergelegt hat. Die anschaulicher als jedes Wortgefüge diese patriotischen Leistungen versinnlichende Tabelle möge denn als Geschichtsmateriale vorliegenden Zeilen eingefügt erscheinen. (Siehe nebenstehende Tabelle.)

In welcher Weise diese Summen auf die einzelnen im Lande und in der Hauptstadt bestehenden humanitären Institute, Corporationen, Vereine, auf Schulen und Bildungsstätten und anlässlich der entsetzlichen Erdbebenkatastrophe des Jahres 1895, wo die Anstalt unter den Hauptwohlthätern in erster Reihe erscheint, sich vertheilen, dies im Detail anzugeben würde weit über den Rahmen unserer Aufgabe hinausreichen, auch findet es sich für den Zweck einer umfassenden Geschichte der Humanität in Krain in der erwähnten „Denkschrift" der Sparcasse genau verzeichnet. Nur ein Moment glauben wir hier ausführlicher hervorheben zu sollen, nämlich die Herstellung billiger und gesunder Arbeiterwohnungen, weil damit zugleich ein ebenso praktischer als hochwichtiger Schritt zur Lösung der socialen Frage gemacht erscheint.

Zur Erinnerung an die beglückende Anwesenheit Sr. Majestät im Lande Krain im Jahre 1883 wurde in der Generalversammlung der krainischen Sparcasse vom 29. Mai 1884 beschlossen, zu diesem Zwecke einen Beitrag von 50.000 Gulden zu widmen. Zur Durchführung dieses Beschlusses wurde die Bildung

Jahr	Dem Staate und dem Kronlande zugute kommende Spenden (in fl. ö. W.)	Der Ortsgemeinde, in welcher die Sparcasse ihren Sitz hat, zugute kommende Spenden (in fl. ö. W.)	Für private Wohlthätigkeitszwecke
1848	500	—	—
1850	1000	—	—
1851	4050	—	—
1853	—	—	500
1854	625	648	—
1855	—	2700	—
1856	—	700	—
1857	500	10.025	—
1858	—	200	1000
1859	1800	1200	200
1860	6187	1000	—
1861	200	400	—
1862	300	700	200
1863	10.127	2397	—
1864	550	2000	—
1865	5520	1500	—
1866	7082	1800	2650
1867	3350	2446	150
1868	2100	2200	350
1869	800	4700	150
1870	4400	7100	150
1871	1200	4525	150
1872	5400	5375	1650
1873	4700	5500	1350
1874	5905	5400	150
1875	1000	5750	150
1876	2900	6900	250
1877	1150	6630	150
1878	1550	7600	950
1879	950	7150	1000
1880	3600	9790	100
1881	1850	12.167	100
1882	6240	10.180	3100
1883	18.882	12.950	460
1884	68.243	9450	310
1885	41.618	26.500	240
1886	29.238	24.236	650
1887	12.960	27.218	200
1888	9726	48.594	750
1889	7790	35.667	350
1890	53.302	45.174	1040
1891	6320	23.089	910
1892	11.505	22.821	905
1893	74.318	24.544	1135
1894	40.634	29.034	2655
1895	31.008	38.870	2740
1896	34.575	25.671	2433

Weitere Widmungen und Spenden

Am 4. November 1870: aus Anlass des 50jährigen Sparcasse-Jubiläums wurde mit einem Kostenaufwande von

fl. 480.000

das k. k. Oberrealschulgebäude in Laibach (vollendet 1874) erbaut und dem Lande und der Stadtgemeinde Laibach zur unentgeltlichen Benützung übergeben.

Am 4. November 1895 aus Anlass des 75jährigen Sparcasse-Jubiläums: zur bleibenden Erinnerung an das bevorstehende 50jährige Regierungs-Jubiläum Sr. Maj. unseres allergnädigsten Kaisers Franz Josef I. wurde ein Betrag von

fl. 500.000

behufs Gründung und Erhaltung einer Anstalt zur unentgeltlichen Unterbringung von unheilbaren mittellosen Kranken aus Krain gewidmet.

Dann zu gleichem Zwecke:

zur Vermehrung der bereits bestehenden Stipendien für Schüler an der hiesigen k. k. Oberrealschule ein weiteres Stiftungscapital von

fl. 6250.

Zur Creierung von drei Freiplätzen mit Wohnung und Kost beim Asylvereine der Wiener Universität für dürftige Studierende aus Krain ein Capital von

fl. 15.000.

Zur Erhaltung einer Knaben-Volksschule mit deutscher Unterrichtssprache in Laibach und zur Deckung der Pensions- und Versorgungsansprüche der an selber wirkenden Lehrer und ihrer Familienangehörigen

fl. 175.000

Weiters wurden anlässlich des Sparcasse-Jubiläums für verschiedene gemeinnützige humanitäre und wohlthätige Zwecke

fl. 178.200,

zur Erleichterung der Regulierung, Assanierung und des Wiederaufbaues der Stadt Laibach

fl. 150.000

gewidmet.

eines eigenen Vereines unter Vorzeichnung der Hauptgrundsätze der zu verfassenden Statuten angeregt. Diese bestimmten, dass alle Reinerträgnisse der vom Vereine zu erbauenden Arbeiterhäuser immer nur zur Erbauung weiterer Arbeiterhäuser verwendet werden dürfen, dass jene Arbeiter, welche darin durch 15 Jahre eine Wohnung innehatten, dieselbe dann lebenslänglich unentgeltlich benützen können, dass dieses Wohnungsrecht auch auf ihre etwa hinterlassene Witwe übergehe, und dass jenen, welche die Wohnung früher verlassen, sie aber durch mindestens drei Jahre innehatten, der in den Statuten bezeichnete Theil der bezahlten Miete rückvergütet werde. Der so gebildete Verein kaufte einen zur Herstellung einer bedeutenden Anzahl von Arbeiterhäusern genügenden und auch in hygienischer Hinsicht sehr geeigneten Baugrund entlang der Wiener Reichsstraße und erbaute auf demselben zunächst vier Arbeiterhäuser, wodurch der Beitrag der krainischen Sparcasse per 50.000 Gulden erschöpft erschien; der Verein konnte aber aus den Zinserträgen bereits im Jahre 1894 ein fünftes Haus herstellen. In den zweckmäßig angelegten und allen an gute und gesunde Arbeiterhäuser zu stellenden Anforderungen entsprechenden Häusern wohnten im Jahre 1895 vierzig Arbeiterfamilien mit 201 Personen. Es ist leicht erkennbar, dass im Laufe der Zeit diese Institution eine für die Stadt sehr hohe Bedeutung erlangen dürfte.[1]) Die Stadtgemeinde hat dem im IV. Bezirke liegenden Straßenzuge der heute bereits sieben Nummern zählenden Vereinshäuser den Namen „Sparcassestraße" gegeben.

In dem erhebendsten Augenblicke, den die krainische Sparcasse seit der Zeit ihres Bestandes zu erleben so glücklich war, am 14. Juli 1883, als anlässlich der 600jährigen Jubelfeier der Vereinigung Krains mit Österreich Se. k. und k. Apost. Majestät unser allgeliebter Kaiser und König Franz Josef I. die Räume derselben mit dem Allerhöchsten Besuche auszeichnete, geruhte Se. Majestät Allerhöchstseinen Namen in das Gedenkbuch einzutragen und hierbei den Wunsch auszusprechen, „es möge der krainische Sparcasseverein noch viele Jahre seine segensreiche Wirksamkeit in gleicher Weise wie bisher fortsetzen".

In welcher Weise die krainische Sparcasse diesem Wunsche im Laufe der folgenden Jahre nachzukommen strebte, konnte der freundliche Leser der vorstehenden Ausführung entnehmen.

---

[1]) Denkschrift über die Wirksamkeit der krainischen Sparcasse 1870 bis 1895. Laibach 1895. 105 S., S. 46 f.

Kehren wir nach der zusammenfassenden Darstellung des humanitären Wirkens der krainischen Sparcasse in die chronologische Reihenfolge der auf diesem Gebiete im Lande erfolgten Gründungen, Stiftungen und Leistungen zurück.

Während schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Errichtung einer Feuerschaden-Assecuranzgesellschaft in Krain aus den Kreisen der Ackerbaugesellschaft (1776) angeregt worden,[1] 1799 deren Activierung erfolgt[2] und Feuerordnungen (in den Jahren 1679, 1773 und 1779) erschienen waren,[3] blieb die Schaffung von Feuerwehren wie anderwärts so auch hierlands unseren Tagen vorbehalten. In der Landeshauptstadt Laibach constituierte sich die freiwillige Feuerwehr im Jahre 1870, die im 25. Jahre ihres so überaus wohlthätigen Bestandes sich bei der Erdbebenkatastrophe in hervorragendster Weise ausgezeichnet hat und heute die Genugthuung empfindet, dass neben ihr von dem flachen Lande in Krain bereits 66 freiwillige Feuerwehren dem Feuerwehrverbande angehören. Seit Februar 1897 gibt der Ausschuss des krainischen Feuerwehrverbandes — Obmann Feuerwehrcommandant Franz Doberlet — ein eigenes publicistisches Organ in deutscher und slovenischer Sprache heraus unter dem Titel „Gasilec" und mit dem schönen Motto: „Gott zur Ehr', dem Nächsten zur Wehr" (Bogn na čast, bliznjemu na pomoč).

Das Bedürfnis, anderen Städten gleich für die Armen eine billige Speiseanstalt zu schaffen, führte auch in Laibach zur Errichtung einer Volksküche (1877). Begründet infolge Aufrufes des Stadtcassiers Henthaler durch die allgemeine Wohlthätigkeit der Bewohner, wird sie in erster Linie gefördert durch die kräftige, unausgesetzte Hilfe mitwirkender Damen, die abwechselnd täglich nach festgesetztem Turnus die Bespeisung leiten. Das Institut der Volksküche erweiterte sich im Laufe der Zeit zu einer Studenten- und Volksküche, welcher durch eine Reihe von Jahren die jüngst erst verstorbene Frau Therese Hübschmann, k. und k. Hauptmannsgemahlin, als unermüdlich schaffende Küchenvorsteherin unvergesslichen Angedenkens präsidierte. Die Studenten- und Volksküche, welche seit 1877 Tausenden und Tausenden von mittellosen Studenten und Stadtarmen in ge-

[1] Patriotische Gedanken über die Art und Weise einer schon längst erwünschten Feuerschadenassekuranz-Gesellschaft im Erzherzogthume Krain zu errichten. Laybach (Eger) 1776.

[2] Klun, Archiv I., S. 78.

[3] Anton von Globočnik l. c., S. 71.

trennten Localen des ihr von Seite der krainischen Sparcasse stets liberalst überlassenen alten Schießstättegebäudes gute, nahrhafte und billige, ja in vielen Fällen unentgeltliche Kost liefert, sie hat, namentlich durch die ansehnlichen Spenden der krainischen Sparcasse dazu in Stand gesetzt, in den der Erdbebenkatastrophe gefolgten Wochen und Monaten in der Speisung der Hilfesuchenden geradezu Großartiges geleistet;[1]) sie hat sich würdig in die Reihe der Hilfsactionen durch kostenfreie oder billigst berechnete Ausspeisungen gestellt, welche Frau Olga Baronin Hein, geb. Gräfin Apraxin, Gemahlin des k. k. Landespräsidenten für Krain, Victor Baron Hein, einleitete und durchführte, und die der genannten hohen Dame das dankreichste Angedenken in den Herzen der Bewohner Laibachs für alle Zeiten sicherten.

Durch die Reichsverfassung vom 4. März 1849 waren alle Wohlthätigkeitsanstalten als Landesanstalten erklärt worden; infolge dessen war auch das Laibacher k. k. Civilspital in das Eigenthum der krainischen Landschaft übergegangen, welche dann im Jahre 1871 eine Reorganisation desselben vornahm. Mit der Vollendung eines eigenen Neubaues für eine Irrenanstalt in Studenz (bei Laibach, 1881) war jene Reihe von Neuschöpfungen auf dem Gebiete des Landeswohlthätigkeitswesens zum glücklichen Abschlusse gebracht, die über Anregung und unter Leitung des gegenwärtigen Directors der gesammten Landeswohlthätigkeitsanstalten, des Regierungsrathes Prof. Dr. Alois von Valenta-Marchthurn, im Laufe der letzten Decennien im Geiste der modernen Wissenschaft durch die krainische Landschaft ins Leben gerufen worden sind und die hiesigen dem Heile der armen kranken Menschheit gewidmeten Institute auf jene Höhe der humanitären Einrichtungen gebracht haben, auf der sie entsprechend der materiellen Leistungsfähigkeit des Landes dem Fortschritte in sanitätspolitischer Hinsicht möglichst gerecht zu werden versuchen.[2]) Da aber bereits vor der Erdbebenkatastrophe sich das bisher zum Civilspital adaptierte alte Augustinerkloster als nicht mehr zweckentsprechend erwiesen, so war schon 1893 mit dem Baue eines neuen landschaftlichen Civilspitales begonnen worden, das dann noch im Herbste 1895 — aus dem nach dem Erdbeben auf den Gartengründen des alten Spitals improvisiert gewesenen „Baracken-spitale" her — bezogen werden konnte. Das neue Landesspital,

[1]) Vgl. meine Geschichte der Laibacher Volksküche. Laibach 1887 und 1897.

[2]) Vgl. meine Geschichte des landschaftlichen Civilspitales, S. 86 f.

wie es jetzt im Vororte Udmat vor uns steht, ist in hervorragend gesunder Lage situiert, auf einer Grundarea von circa 12 Joch auf Kosten der krainischen Landschaft sowie mit Beiträgen der Stadt Laibach und der krainischen Sparcasse erbaut. Es ist im modernen Pavillonsystem hergestellt und umfasst 15 Objecte, darunter die Pavillons: 1. für die medicinische Abtheilung (Primarius Dr. Karl Ritter von Bleiweis-Trsteniski) mit dem Anbau für Beobachtung von Geisteskrankheiten, 2. für die chirurgische Abtheilung (Primarius Dr. Schleimer), 3. für Geburtshilfe und Gynäkologie (Primarius der aus Hofrath Dr. Chrobaks Schule hervorgegangene Professor Dr. Alfred Valenta Edler von Marchthurn an Stelle seines vor kurzem in den Ruhestand getretenen Vaters Directors Dr. Alois Edlen von Valenta-Marchthurn), 4. für die oculistische Abtheilung (Primarius Dr. Emil Bock), 5: für die dermatologische Abtheilung (Primarius Dr. Gregorič), dann eigene Pavillons für die Administration, für Infectionskrankheiten, für Sieche, Secier- und Leichenhalle, Koch- und Waschküchen, Kesselhaus (für eigene elektrische Beleuchtung) u. s. w. Dazwischen befinden sich separierte Gartenräume und offene, die Verbindung zwischen den einzelnen Pavillons vermittelnde, mit Alleen und Baumpartien versehene Parkanlagen. An die Waschküchen anschließend befinden sich die Wohnungen für die den Krankendienst und die Verpflegung versehenden barmherzigen Schwestern, angrenzend daran eine schön stilisierte Anstaltskapelle und neben dem Administrationsgebäude ein eigenes Haus für die Beamtenwohnungen.

Dieses neue Landesspital geruhte Se. Majestät am 7. Mai 1895 kurz vor der Abfahrt zu besichtigen, nachdem Se. Majestät das „Barackenspital" als erstes Object unmittelbar nach der Ankunft in Augenschein genommen hatte, in beiden in der anerkennendsten Weise das Allerhöchste Wohlgefallen ausdrückend.

Die öffentliche Armenpflege lag im Mittelalter ganz in den Händen der Kirche. Das Patent Kaiser Ferdinands I. vom 15. October 1552 machte den ersten Versuch, für dieselbe die private und municipale Mitwirkung heranzuziehen. Durch dieses Patent wurden die Städte und Communen verpflichtet, ihre Armen zu erhalten und fremde arbeitsfähige Bettler zu bestrafen. Die Armenpflege, die dann auch bei uns in Krain durch die Einführung der Pfarrarmeninstitute (1784) eine festere Organisation gefunden hatte, welche sich im großen und ganzen bis zur Activierung des Gemeindegesetzes vom Jahre 1849 als zweckmäßig bewährte, gieng gerade hundert Jahre nach Einführung der

Pfarrarmeninstitute in die Hände der Gemeinden über. Der krainische Landtag schuf im Jahre 1882 das Gesetz, betreffend die Aufhebung der Pfarrarmeninstitute und die Übergabe ihres Vermögens in die Verwaltung der Gemeinden und zugleich, oder besser gesagt in erster Linie, das Gesetz, betreffend die öffentliche Armenpflege der Gemeinden. Als Berichterstatter des Landesausschusses für die beiden Gesetzentwürfe fungierte der auch heute dem Landesausschusse angehörige Abgeordnete Dr. Adolf Schaffer, dessen umfangreicher Motivenbericht zu dem letztgenannten Gesetze sich durch stupende Gründlichkeit in Auffindung und Darlegung des zur Grundlage der Ausführungen dienenden kolossalen Materiales sowie durch geistvolle, von den höchsten ethischen Principien getragene und dabei objectiv billige Verwertung desselben auszeichnet und in den Annalen der Landtagsverhandlungen von bleibender Bedeutung erscheint.

Über den Stand der Armenversorgung in Krain zur Zeit, als diese Gesetze in Berathung und Beschlussfassung kamen, gibt uns eben der citierte Bericht Dr. Schaffers ein anschauliches, alle Verhältnisse einbeziehendes Bild. Wir wollen dasselbe zugleich als authentische Vervollständigung unserer geschichtlichen Reminiscenzen hier einfügen. Besonders organisiert und über eigene bedeutende Mittel verfügend stellte sich demnach das Armenwesen in der Landeshauptstadt Laibach dar, dessen Verwaltung zur Zeit durch die Instruction für die Armeninstitutscommission vom 7. März 1866 geregelt erschien.

Das in der Verwaltung der Stadt befindliche Armenvermögen — fährt der Bericht fort — beträgt derzeit, abgesehen von zahlreichen Stiftungen, circa 217.000 Gulden; die Interessen dieses Capitales bilden nebst freiwilligen Beiträgen (Sparcasse 2700 Gulden und Private) die Haupteinnahmsquellen des Armenfonds; verausgabt wird der größte Theil des Ertrages (1880: circa 12.400 Gulden) in Form von Armenpfründen (täglich 5 kr. bis 13 kr.) an monatlich durchschnittlich 340 Arme; von der Stadtcasse wird jedoch alljährlich zur Deckung des schließlichen Abganges in den Kosten der Armenpflege ein namhafter Zuschuss geleistet. Die Stadt verfügt weiters über ein Armenhaus, in dem ungefähr 100 Pfründner Wohnung und im Krankheitsfalle auch Verpflegung genießen, nebstdem über einige zu Armenzwecken ihr legierte Häuser, in denen ebenfalls Arme unentgeltliche Unterkunft finden.

Unter den in der Armenversorgung der Stadt stehenden Personen gehören fast sieben Zehntel dem weiblichen Geschlechte an.

Außer dem für Armenzwecke im allgemeinen gewidmeten Vermögen und den Armenstiftungen ist in der Stadt Laibach noch ein besonderes Bürgervermögen vorhanden, das nur zur Unterstützung verarmter Bürger bestimmt ist; dies wird in Form von Bürgerpfründen mit täglich 20 kr., beziehungsweise 30 kr. vertheilt, wofür z. B. im Jahre 1880 ein Betrag von rund 6840 Gulden verausgabt wurde. Die Überwachung des Bürgervermögens, das aus dem sogenannten Bürgerspitalsgebäude (Ecke der Spitalsgasse und Schulallee),[1]) dann — nebst einzelnen besonderen Bürgerstiftungen — aus sonstigem Vermögen, dermal im runden Betrage von 50.000 Gulden, besteht, wird von einem Comité von sechs Mitgliedern geübt, die der Gemeinderath aus den immatriculierten Bürgern wählt; die Verleihung der Bürgerpfründen erfolgt über Vorschlag des Comités durch die Armeninstitutscommission; die Cassegebarung führt die Stadtcasse.

Im Bezirke Adelsberg befinden sich neben den Pfarrarmeninstituten sieben besondere Armenstiftungen und zwar in der Gemeinde Adelsberg eine Kalister'sche von 20.000 Gulden, ferner zusammen für die Gemeinden, beziehungsweise Fractionen Slavina, St. Peter und Dorn ebenfalls eine Kalister'sche Stiftung per 40.000 Gulden, für die letztgenannte Fraction überdies die Rupnik'sche Stiftung von 10.000 Gulden; endlich gibt es in den Gemeinden Hrenowiz, Dornegg und Prem noch einige kleinere Stiftungen von 100 bis 550 Gulden. An Anstalten besteht im Markte Adelsberg ein Gemeindespital mit 12 Betten, das zur Aufnahme plötzlich erkrankter Einheimischer und Fremder dient; auch werden aus dem Spitalsfonds erwerbsunfähige Arme monatlich unterstützt.

Im Bezirke Gottschee befindet sich in Gnadendorf bei Gottschee ein sogenanntes Bezirksspital mit 12 Betten. Nebst den vorhandenen Pfarrarmeninstituten besteht in der Stadt Gottschee ein von der Gemeindevertretung verwaltetes, für die ganze Pfarre bestimmtes Armeninstitut mit jährlich verfügbaren Zinsen von 452 Gulden.

Im Bezirke Gurkfeld bestehen außer den Pfarrarmeninstituten an Armenzwecken gewidmeten Anstalten oder Stiftungen nur die Graf Anton Auersperg'sche Spitalspfründen-Versorgungsanstalt in Gurkfeld.

---

[1]) Nach dem Erdbeben von 1895 demoliert und als Monumentalbau mit einem Aufwande von 400.000 Gulden neu erbaut — eine der vorzüglichsten Zierden des neuen Laibach.

Im Bezirke Krainburg bestehen Armenhäuser in Krainburg, Lack und Neumarktl. In Krainburg haben im Armenhause, das theilweise auch als Spital benützt wird, acht Personen Wohnung, und verfügt die Anstalt über ein Vermögen von 1400 Gulden; daneben besteht in Krainburg ein Pfründnerfonds von circa 10.700 Gulden, wovon derzeit 34 Pfründner mit Unterstützungen von 1 fl. 50 kr. und 1 fl. betheilt werden. Im Lacker Armenhause haben 16 Arme die Wohnung; nebstbei existiert ein städtischer Armenfonds mit dem Nominalvermögen von 1900 Gulden. Im Neumarktler Armenhause erhalten die Ortsarmen gleichfalls nur die Wohnung; ein besonderer Fonds neben dem Pfarrarmeninstitute existiert hier nicht.

Über den Bezirk Umgebung Laibach liegen vorläufig keine näheren Angaben vor, doch dürften besondere Anstalten oder Fonds zu Armenzwecken außer den Pfarrarmeninstituten kaum bestehen.

Dasselbe gilt vom Bezirke Littai, wobei jedoch zu erwähnen wäre, dass in Sagor ein privates Werksbruderladespital mit 12 Betten existiert.

Im Bezirke Loitsch finden sich Armenstiftungen in Idria, Unteridria, Godovič und Zirkniz, über deren Capitalsbeträge aber keine Angaben vorliegen; außerdem wären ein Gemeindenothspital mit einigen Betten und ein Werkspital mit 14 Betten, beide in Idria, hervorzuheben.

Im Bezirke Radmannsdorf bestehen kleine Armenhäuser in Kropp und Radmannsdorf, Gemeindearmenstiftungen nur in Steinbüchel und zwar die Wilhelm Thomann'sche mit 5000 Gulden und die Dr. Lovro Toman'sche mit 8000 Gulden Capital.

Im Bezirke Rudolfswerth ist in der Stadt Rudolfswerth ein städtisches Nothspital mit 7 Betten, sonst außer den Pfarrarmeninstituten aber keine specielle Armenstiftung vorhanden.

Im Bezirke Stein bestehen das Siechenhaus der Glavar'schen Stiftung in Commenda mit einem Belegraum für 40 Sieche und das Pfründnerhaus in Stein für 37 Pfründner; überdies bestehen neben den Pfarrarmeninstituten besondere, jedoch ebenfalls sämmtlich in geistlicher Verwaltung befindliche Armenfonds in den Gemeinden Egg, Kraxen, Rau und St. Martin, wovon namentlich letzterer mit einem Zinsenertrag von circa 760 Gulden hervorzuheben ist.

Im Bezirke Tschernembl sind außer dem Pfarrarmeninstitute keine besonderen Stiftungen oder Fonds für Armenzwecke und auch keine ähnlichen Anstalten zu verzeichnen.

Als Anstalten, die mit der Armenpflege in Verbindung stehen, und an denen mehr oder weniger alle Theile des Landes participieren, müssen noch — abgesehen vom allgemeinen öffentlichen Krankenhause in Laibach (sammt einer Filiale 341 Betten) und der Irrenanstalt in Laibach (sammt der Filiale in Studenz 150 Betten) — das Elisabeth-Kinderspital mit 20 Betten, das Siechenhaus zum heil. Josef mit 80 Betten, ferner das Lichtenthurn'sche Mädchenwaisenhaus und das provisorische Knabenwaisenhaus, endlich das Waisenhaus des Vincentiusvereines, sämmtlich in Laibach, genannt werden.

Aus zahlreichen statistischen Daten, die sich auf das Armenwesen beziehen, hebt der Berichterstatter die Zahl von 1744 bresthaften Individuen hervor, darunter 725 Irre, 243 Cretins, 418 Taubstumme und 358 Blinde.

Nach den in dem Motivenberichte zum Gesetzentwurfe, betreffend die Aufhebung der Pfarrarmeninstitute, angeführten Daten belief sich das Stammvermögen von 143 Pfarrarmeninstituten in sieben politischen Bezirken Krains (von vier Bezirken lagen keine Daten vor) auf rund 323.920 Gulden, einschließlich der mit den Daten noch ausständigen vier Bezirke auf mindestens 400.000 Gulden.

Im Anschlusse an diese Aufzählung der Humanitätsanstalten in Krain im Jahre 1882 möge hier gleich aus dem Berichte des k. k. Landesregierungsrathes und Sanitätsreferenten für Krain, Dr. Franz Zupanec, angeführt sein, was in den letzten Decennien im Lande Krain an wichtigeren Wohlfahrtseinrichtungen, beziehungsweise an Heil- und Humanitätsanstalten neu geschaffen wurde. Hierher sind zu rechnen in der Landeshauptstadt Laibach der Neubau (1887) des Kaiserin Elisabeth-Kinderspitales (circa 50.000 Gulden Baukosten), der Neubau des im großen Stile durchgeführten städtischen Epidemiespitales, mit welchem auch eine Desinfectionsanstalt verbunden ist (erbaut 1887 mit einem Kostenaufwande von rund 50.000 Gulden), dann der schon erwähnte Neubau des allgemeinen öffentlichen Landesspitales (mit einem Kostenaufwande von circa 750.000 Gulden), außerdem die Vergrößerung der Landesirrenanstalt durch Zubau zweier Flügelgebäude. Im übrigen Lande wurde in der Stadt Rudolfswerth (Candia) unter Beihilfe der krainischen Landschaft und namentlich auch der krainischen Sparcasse ein Spital der barmherzigen Brüder errichtet; das Spitalsgebäude ist (mit einem Kostenaufwande von 150.000 Gulden) bereits nahezu fertiggestellt und wird demnächst bezogen werden können.

In Gurkfeld hat der um diese Stadt sowie um sein Vaterland Krain überhaupt hochverdiente, unvergessliche Mäcen, der große Wohlthäter der Armen und eminente Schulfreund Martin Hotschevar, Reichsraths- und Landtagsabgeordneter, mit einem Aufwande von 30.000 Gulden ein Spital für arme sieche Bürger errichtet in dem historisch denkwürdigen Hause, in welchem der berühmte krainische Historiograph Freiherr von Valvasor die letzten Tage seines Lebens zubrachte. Die ihrem edelgesinnten Gatten in Übung der christlichen Nächstenliebe stets würdig zur Seite stehende große Wohlthäterin Gurkfelds nicht allein, sondern weit über dessen Grenzen hinaus für das ganze Land, Frau Josefine Hotschevar, welche von Sr. Majestät in Anbetracht ihres eminent patriotischen Wirkens mit dem goldenen Verdienstkreuze mit der Krone ausgezeichnet wurde, hat der Stadt Gurkfeld neuerdings ein munificentes Geschenk zu humanitärem Zwecke gemacht, indem die hochherzige Dame 30.000 Gulden unter der Bedingung widmete, dass die Gemeinde anlässlich des 50jährigen Regierungsjubiläums des allgeliebten Monarchen ein öffentliches Spital erbaue.

In die jüngste Zeit, in die letzten zwei Decennien, fällt aber auch die Errichtung der in Laibach bestehenden Waisenhänser und Siechenanstalten. Von den ersteren wären besonders das Collegium „Marianum" (circa 200.000 Gulden Baukosten), dann das Dienstbotenasyl „Josefinum", um dessen mächtige Förderung sich Frau Olga Baronin Hein unvergängliche Verdienste erworben und dem die hohe Dame durch Veranstaltung von brillanten Wohlthätigkeitsvorstellungen durch Dilettanten im landschaftlichen Theater ansehnliche Summen zugeführt[1]), und das Freiin von Lichtenthurn'sche Institut, ein Mädchenwaisenhaus, zu erwähnen, bei dem 1896 ein großer Zubau erfolgte, von den Siechenanstalten das umfangreiche Siechenhaus der barmherzigen Schwestern für circa 250 Sieche. Außerdem hat die krainische Sparcasse, wie schon erwähnt, den Betrag von 500.0C0 Gulden für ein großes Siechenhaus in Laibach votiert, und wird der Bau desselben (für circa 200 Sieche) demnächst in Angriff genommen werden.

In der Stadt Gottschee wurde im Jahre 1896 ein Waisenhaus mit einem Aufwande von 60.000 Gulden erbaut. Mit dem Baue eines

[1]) Frau Josefine Hotschevar hat auch diesem Institute wiederholt in die Tausende gespendet, so jüngst erst wieder anlässlich des Allerhöchsten Regierungsjubiläums die Summe von 20.000 Gulden.

Blinden- und Taubstummeninstitutes für Krain, für welchen Zweck die erforderlichen Mittel bereits vollauf vorhanden sind, dürfte in kürzester Zeit begonnen werden.

Im Jahre 1893 hat sich unter dem Vorsitze des k. k. Landesregierungsrathes Josef Merk ein Verein gebildet zur Gründung eines Rettungs- und Erziehungsinstitutes in Laibach, um die verwahrloste männliche Jugend auf religiös-sittlicher Grundlage zu erziehen. Zur Beschaffung der Mittel wurde unter anderem eine Lotterie veranstaltet; dem eminent humanitären Zwecke ist auch der beste Fortgang im Absatze der Lotterielose zu wünschen.

Außer den in unseren Ausführungen angegebenen bereits votierten und ausgesprochenen humanitären Stiftungen, Gründungen und Widmungen anläſslich des beglückenden Gedächtnistages der selten langen und die patriotischen Herzen aller Völker Österreich-Ungarns gleich hoch erfreuenden 50jährigen Regierung unseres allgeliebten Kaisers und Königs steht noch eine Reihe derartiger Äußerungen loyaler Humanität im Sinne des gefeierten Monarchen in unserem Lande seitens der allzeit getreuen Bevölkerung bevor, unter anderem durch Initiative des Bürgermeisters von Laibach, Ivan Hribar, die Begründung, beziehungsweise Erbauung eines neuen großen Armenhauses in Laibach, eines durch den Bürgermeister von Oberlaibach, Jelovšek, projectierten Spitales daselbst u. a. m. Die Früchte dieser Stiftungen werden den armen Bedrängten noch in den fernsten Zeiten künden, wie Krains wohlthätige Bewohner diesen hohen Freudentag durch Übung der christlichen Nächstenliebe in würdigster Weise begangen haben. So wird ein kleiner Theil jener großen Dankesschuld abgetragen gegenüber dem edelsten und besten, dem gütigsten Herrscher, welcher während seiner langen Regierungszeit im Vereine mit Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin auch hierlands stets als erster Helfer in der Noth erschienen, so auch, für immer denkwürdig, in den Tagen der schrecklichen Erdbebenkatastrophe, in welchen Se. Majestät nicht nur als erster in ausgiebigster Weise Hilfe zu spenden geruhte, sondern zugleich die einschneidendsten Hilfsactionen des Staates eröffnete und der Allgemeinheit das leuchtendste Beispiel ward im Wohlthun für die so hart betroffene Bevölkerung von Laibach und auf dem flachen Lande!

Wohlthätigkeitsanstalten
und
humanitäre Vereine in Laibach 1898.

Wohlthätigkeitsanstalten.

Name	Vorstand
1. Landeswohlthätigkeitsanstalten*): a) Krankenhaus b) Irrenanstalt c) Gebäranstalt d) Siechenanstalt	Krainische Landschaft. Landesausschuss: Landeshauptmann Otto Detela. Landesausschussbeisitzer: kais. Rath J. Murnik, Dr. Adolf Schaffer, Dr. Fr. Povse, Dr. Johann Tavčar. Director sämmtlicher L.-W.-A.: Regierungsrath Professor Dr. Alois Valenta Edler von Marchthurn.
2. K. u. k. Garnisonsspital Nr. 8	k. u. k. Oberstabsarzt u. Commandant Dr. Arthur Ritter von Wagner.
3. Kaiserin Elisabeth-Kinderspital	Siehe Verein des Kaiserin Elisabeth-Spitales. Dir.: Dr. Jul. Schuster.
4. „Leoninum" a) Priesterspital	Oberin Leopoldine Hoppe der Congregation der Töchter der christl. Liebe vom heil. Vincenz von Paul.
b) Handelskrankenspital	Siehe Kaufm. Handels- u. Krankenverein.
5. Isolierspital, städt., mit Dampf-Desinfection	Magistrat der Stadt Laibach: Bürgermeister Ivan Hribar. I. Mag.-Rath Leo Vončina.
6. Siechenhaus zum heil. Josef	Oberin Leopoldine Hoppe wie Nr. 4.
7. Armenhaus, städt.	Magistrat der Stadt Laibach.
8. Asyle:	
a) Asyl und Mädchen-Waisenhaus, Gräfin Lichtenthurn'sches	Oberin Marie Brunner, Congreg. der Töchter der christl. Liebe vom heil. Vincenz von Paul.
b) Knaben-Asyl und -Waisenhaus „Marianum"	Director: Dr. Franz Lampé, Prof. der Theologie. Schulschwestern vom III. Orden des heil. Franciscus.
c) „Josephinum", Asyl für Dienstmädchen	Siehe Verein der Damen der christl. Liebe.
9. Kleinkinderbewahranstalt	Siehe Verein für die Kleinkinderbewahranstalt.
10. Kindergärten:	
a) in der Übungsschule der k. k. Lehrer- u. Lehrerinnenbildungsanstalt	Director: Franz Hubad.
b) im Kloster d. Ursulinen-Convents	Oberin Maria Theresia Heidrich.
c) des Deutschen Schulvereines	(Siehe diesen.)
d) in der Kleinkinderbewahranstalt	
11. Landes-Zwangsarbeitshaus.	Krainische Landschaft. Director: Alois Poljanec.

Humanitäre Vereine.

Name	Vorstand
1. Allg. Arbeiter-Fortbildungs-, Rechtsschutz- und Unterstützungsverein	Georg Brozovič.
2. Arbeiterkrankenverein	Joh. Bonač, Buchbindermeister.
3. Bäckerversorgungsverein	Jos. Bončar, Bäckermeister.
4. Christl.-soc. Eisenbahnerverein	Jos. Wenig.
5. Creditverein d. krain. Sparcasse	Matthäus Treun, Privatier.
6. Društvo za podporo ubožneh učencev in učenk na c. kr. obrtnih strokovnih šolah (Für Schüler u. Schülerinnen an den k. k. gew. Fachschulen)	Joh. Murnik, kais. Rath.
7. Društvo za Zgradbo učiteljskega konvicta (Für den Bau eines Schüler-Convictes)	And. Žumer, k. k. Bez.-Schulinspector.
8. Elisabeth-Kinderspitalverein	Jos. Luckmann, Banquier u. Präsident der krain. Sparcasse.
9. Evangel. Frauenverein	Hans Jacquemar, ev. Pfarrer. Vorsteherin: Rosina Eder.
10. Frauenortsgruppe d. Deutschen Schulvereines	Theresia Maurer. Stellvertr.: Ninka Luckmann.
11. Freiw. Feuerwehr	Franz Doberlet. Stellvertr.: Albin Aeftschin, Franz Schantel, August Drelse. Schriftf.: Karl Rüting.
12. Gewerbl. Aushilfscassenverein	Felix Nolli.
13. Hilfsbeamten-Kranken- und Unterstützungsverein	Franz Kandarc.
14. Kleinkinderbewahranstalt	Flora Rudesch.
15. Kmetska posojilnica ljubljanske okolice (Vorschussverein f. Landleute d. Umgebg. Laibachs)	Joh. Knez jun., Getreidehändler. Stellv.: Dr. Josef Staré.
16. Krainische Sparcasse	Präs.: Josef Luckmann. Stellv.: Dr. A. Pfefferer, Advocat. Amtsdirector: Dr. Josef Suppan.
17. Krain. Landesfeuerwehrverband	Branddirector Franz Doberlet.
18. Krain. Lehrerverein	Adolf Weinlich, Oberlehrer Stellv.: Josef Nejedli, k. k. Prof. i. P.
19. Krainisch. Militär-Veteranen-Corps	Georg Mihalič, k. k. Mag.-Conc.
20. Krajcraska društvo (Kreuzer-Verein)	Max Pleteršnik, k. k. Gymn.-Prof. Stellv.: Joh. Subic, k. k. Fachschuldirector.
21. Kranken- Unterst.- und Versorgungsverein	Dr. Fried. Keesbacher, k. k. Landesreg.-Rath i. P. Stellv.: Joh. Kovač, Privatier.
22. Krankenunterstütz.-Verein f. Kleiderm.	Joh. Bajda.
23. Krankenunterstütz.-Verein f. Schuhmach.	Joh. Aleš.
24. Laibacher Beamten-Consumverein	Ludwig Marquis von Gozani, k. k. Landesreg.-Rath. Stellv.: Matth. Zitterer R. v. Casacavalchina, k. k. Hauptm. i. R.
25. Laibacher Studenten- und Volksküche	Vincenz Hübschmann, k. k. Hauptm. i. R. Stellv.: August Drelse. Prov. Küchenvorst.: Franciska Hoffmann.
26. I. Lubljansko delavsko konsums društvo (I. Laibacher Arbeiter-Consumverein)	Joh. Pliberšek.
27. Ljudska posojilnica zveza kranjskih posojilnic (Laibacher Vorschussverein, Verband d. krain. Vorschussvereine)	Dr. Joh. Šušteršič, Adv.
28. Marien-Bruderschaftsverein	Anton Klein, Buchdruckereibesitzer.
29. Meisterkrankencasse f. d. Genossensch. d. handwerksmäßigen Gewerbe	Karl Hinterlechner.
30. Patriot. Frauen-Hilfsverein	Cölestine Schiffer. Stellv.: Flora Rudesch.
31. Patriot. Landes-Hilfsverein f. Krain	Emmer. Mayer, Banqu. Stellv.: J. Murnik, kais. Rath, Dr. Fr. Keesbacher.
32. Pensionsverein für Witwen u. Waisen d. Volksschullehrer in Krain	Georg Režek, Lehrer.
33. Pisateljsko podporno društvo (Schriftstellerunterstützungsverein)	R. Perušek, k. k. Prof Stellv.: J. Rutar, k. k. Professor.
34. Podporno društvo za hukovne Lubl. škofije (Unterstütz.-Verein f. d. Priester der Laibacher Diöcese)	Dr. And. Čebašek, Prälat. Stellv.: And. Zamejc, Canon.

Name	Vorstand
35. „Radigoj" dijaško podporno društvo (Schülerunterstütz.-verein)	Joh. Hribar, Bürgermeister. Stellv.: Joh. Murnik, kais. Rath.
36. Spar- u Vorschuss-consortium d. I. allg. Beamtenvereines d österr. Monarchie in Laibach	Vorst.: vacat. Stellv.: Aug. Wester, k. k. Prof.
37. Spar- u. Vorschuss-verein	Franz Sark.
38. „Südmark", Zweig-verein Laibach des Vereines in Graz.	Dr. J. J. Binder, k. k. Professor.
39. Unterstützungsverein f. entlassene Sträflinge aus Krain	Vorst.: vacat. Stellv.: J. Pajk, k. k. Oberlandesgerichtsrath.
40. Verein der Damen d. christl. Liebe d. heil. Vincenz v. Paul	Olga Baronin Hein. Stellv.: Fanny Pogačar.
41. Verein z. Erbauung e. deutschen Knaben- u. Mädchenwaisenhauses in Gottschee	Ferd. Mahr, kais. Rath. Stellv.: Dr. Fr Keesbacher, And. Zamejc, Canonic.
42. Verein zur gegenseitig. Unterstützung bei Todesfällen von Südbahnbedienst.	Karl Hubinger, Official i P. Stellv.: J. Tejkal, Official.
43. Verein z Gründung eines Rettungs- u. Erziehungsinstitut.	Jos. Merk, k. k. Landesregierungsrath. Stellv.: Joh. Plantan, k. k. Notar, Joh. Flis, Domherr u. Dompfarrer.
44. Verein z. Herstellung von Arbeiterwohnungen	Josef Luckmann, Großhändl. u. Banquier, Sparcassepräs. Stellv.: Anton Ritter von Gariboldi.
45. Verein zur Unterstützung dürftiger Hochschüler a. Krain	Alfons Freih. Wurzbach. Stellv.: Arthur Mahr.
46. Verein zur Unterstützung dürftiger Schüler der k. k. Lehrerbildungsanst.	Franz Hubad, k. k. Director.
47. Verein zur Unterstützung dürftiger Schülerinnen d. k. k. Lehrerbildungsanst.	Franz Hubad, k. k. Director.
48. Verein zur Unterstützung dürftiger Schüler der k. k. Ober-Realschule	Dr. Rudolf Junowicz, k. k. Director. Stellv.: Franz Kreminger, k. k. Professor.
49. „Weißes Kreuz", Zweigverein Laibach der öst. Gesellschaft	Otto Detela, Landeshauptmann. Stellv.: Joh. Murnik, kais. Rath.
50. Wohlthätigkeitsverein der Buchdrucker in Krain	Otto Planine.
51. Zidarsko in tesarsko izobra ževalno in podporno društvo (Fortbildungs- und Unterstützungsverein für Maurer und Zimmerleute)	Mich. Srakar.

Die Gymnasialreform und Karl Enk von der Burg.

Von **Karl Werner.**

Wien.

Felix, qui, quod amat, defendere fortiter audet.

Zu den Männern, welche an der Reorganisation unserer österreichischen Gymnasien in erster Linie theilnahmen, gehört auch Karl Enk von der Burg. Es ist eine Pflicht der Dankbarkeit, sich seiner zu erinnern, umsomehr als er in seiner Bescheidenheit sich nirgends in den Vordergrund stellte und keine Hervorhebung beanspruchte, sondern zufrieden war, an dem großen Werke mitwirken zu können. Zwar hat ihm kurz nach seinem Tode sein Schüler und späterer treuer Freund Dr. Hermann Pick, emeritierter Salzburger Gymnasildirector, ein warm empfundenes und mit Liebe geschriebenes biographisches Denk-

mal gesetzt.[1]) Dasselbe ist jedoch unvollständig, weil der Verfasser, der gegenwärtig auch nicht mehr unter den Lebenden weilt, den erst später herausgegebenen Briefwechsel Enks nicht kannte.[2]) Erst dieser enthüllte das innere Leben und Streben Enks in einer Zeit, in welcher von einer Verbesserung der Gymnasialeinrichtung in Österreich noch gar nicht die Rede war; denn der Briefwechsel zwischen Enk und seinem Freunde W. Heinzel endete schon im December 1838.

Enk erblickte am 1. Jänner 1800 in Salzburg als Sohn des fürsterzbischöflichen Hofkammerrathes Leopold das Licht der Welt. Sein Geburtshaus in der Judengasse ist pietätvoll mit einer Gedenktafel geschmückt. Seine Mutter starb wenige Wochen nach der Geburt des Knaben, und dieser war noch nicht zwei Jahre alt, als er auch seinen Vater durch den Tod verlor. Seine beiden Geschwister waren gleichfalls noch klein; Therese zählte damals acht und August drei Jahre. So kam er denn zu einer unverheirateten Tante, Barbara geheißen, während seine Geschwister anderwärts untergebracht wurden. Leider hatte er es auch hier nicht gut getroffen, denn Barbara war beschränkten Geistes, hatte von einer vernünftigen Erziehung keinen Begriff und wusste den kleinen Jungen nicht anzuleiten und zu beschäftigen. So blieb das Kind meist sich selbst überlassen und konnte, da niemand sich mit ihm abgab, jenen phantastischen Träumereien sich hingeben, welche durch häufige Besuche auf den Friedhöfen und hie und da erlauschte Gespenstergeschichten angeregt wurden und seine Nächte qualvoll gestalteten. Dieser Gemüthszustand beeinträchtigte seine körperliche Entwicklung und ließ ihn recht kränklich erscheinen, er verlieh ihm auch zwei Eigenschaften, die er während seines ganzen Lebens bewahrte: Ernst und Verschlossenheit.

Erst mit dem zwölften Lebensjahre änderte sich dieser Zustand, als er einen Freiplatz im Collegium Marianum erhielt und nun unter männliche Leitung und Zucht kam, welche äußerst wohlthätig auf ihn wirkte und ihn von den kindischen Ansichten befreite, die ihm sehr zum Nachtheile früher geduldet waren. Da auch durch eine vernünftige, regelmäßige Lebensweise und durch zweckmäßige Ernährung und Bewegung für sein körperliches Gedeihen gesorgt ward, mochte sich der Knabe zu dieser Veränderung wohl Glück wünschen. Nun lernte er auch

[1]) Dr. H. Pick, Karl M. Enk v. d. Burg. K. Graeser, Wien 1886.

[2]) Ein Briefwechsel zweier altösterreichischer Schulmänner. Herausgegeben von Ludwig und Richard Heinzel. Tempsky und Freytag. Wien, Prag, Leipzig 1887.

den Umgang mit Altersgenossen kennen und schloss mit seinem Collegen Wenzel Heinzel einen aufrichtigen Freundschaftsbund, der bis zum Tode des letzteren dauerte. Dieser war der Sohn des Schulleiters zu Raab in Oberösterreich und um ein Jahr älter als Enk, geistig vorzüglich veranlagt und bis an sein Lebensende ein warmer Verehrer der antiken Classiker und der Wissenschaften überhaupt. Die beiden Knaben waren auch in den Ferien häufig beisammen, da Enk während der Vacanzen Gastfreundschaft im Hause des Vaters Heinzel genoss.

Die Gymnasial- und Lycealstudien nahmen ihren befriedigenden Fortgang, und es scheint der Wechsel der Herrschaft in Salzburg keinen besonderen Einfluss auf das Mittelschulwesen geübt zu haben. Da aber die Universität bereits 1810 aufgehoben wurde, so mussten zu höherer Ausbildung die absolvierten Gymnasialschüler ihre Studien außerhalb ihrer Vaterstadt fortsetzen, was im Interesse ihrer Selbständigkeit gewiss nur heilsam war. Auch handelte es sich jetzt um die Wahl des Berufs, und sowohl Enk als Heinzel beschlossen, Jura zu studieren, beide ohne sonderliche Neigung, aber mit der Absicht, einem Brotstudium sich hinzugeben. Gerade 1818 aber war ein neuer Lehrplan eingeführt worden, nach welchem den zwei Lycealclassen noch eine dritte angefügt wurde, die man erst vollendet haben musste, wenn man in eine Facultät übertreten wollte. Deshalb hörte Enk in Graz nicht juristische, sondern philosophische Collegien und widmete sich besonders philologischen Studien. Doch scheint er sonst ein ganz flottes Studentenleben geführt zu haben, so dass er, als er im nächsten Jahre nach Wien gieng, sein elterliches Vermögen ziemlich zusammengeschmolzen und sich aufs Stundengeben angewiesen sah, ohne dass er deshalb schon sparsam zu sein verstanden hätte. Er machte damit seiner Schwester, welche als Gattin des Ingenieurs Hagenauer in Linz lebte und mütterlich für ihn sorgte, viel Kummer. Später bedauerte er diese „wilden Jahre“: „Wie viel Thränen, wie viele Schmerzen, die ich nie wieder gut machen kann, kostete ihr nicht mein früherer Leichtsinn!“

Nun versuchte er es neuerdings mit dem Jus; allein nur zwei Jahre lang blieb er diesem Fache getreu. Bald wandte er sich wieder der Philologie zu und zog auch moderne Sprachen in den Kreis seiner Studien. Namentlich fühlte er sich zu Dante hingezogen, dessen „Göttliche Komödie“ er auch mit seinem Freunde Hörwarter gemeinsam in Prosa übersetzte. Sein Ziel war, schließlich eine Gymnasiallehrerstelle anzustreben, eine Stelle, die freilich ziemlich schlecht dotiert war, aber seinen Neigungen zusagte und die Möglichkeit in sich schloss, auf dem

wissenschaftlichen Gebiete weiter streben zu können. Die Aussicht zur Erlangung eines solchen Postens war allerdings nicht so naheliegend, da es damals in der österreichischen Monarchie verhältnismäßig nur wenige Gymnasien gab und ein Theil derselben in geistlichen Händen lag. Sobald eine solche Stelle erledigt und in den amtlichen Zeitungen ausgeschrieben war, mussten sich die Competenten jedesmal einer sogenannten Concursprüfung unterwerfen, die wohl in der Regel kein großes Maß von Kenntnissen voraussetzte, aber selbst bei einer vorzüglichen Leistung keine Garantie für eine Anstellung bot. Wer nicht mindestens ein halbes Dutzend Concurse mitgemacht hatte und in seinem Bittgesuche nachweisen konnte, wurde selbst mit den größten Fähigkeiten gar nicht berücksichtigt, und auch dann mochte zuweilen die Protection den Sieg über Talent und Kenntnisse davongetragen haben.

Enk beeilte sich schließlich auch nicht mit der Erlangung eines Lehramtes, da er bei seiner genügsamen Lebensweise und seiner pädagogischen Thätigkeit genug verdiente, um sich sowohl seinen Lieblingsstudien, als auch dem geselligen Leben widmen zu können. Hier befand er sich in dem anregenden Kreise, dem wir in der letzten Zeit durch die Schubertfeier wieder näher traten. Er hatte häufigen Verkehr mit Grillparzer, Mayerhofer und Schober, mit Lachner und Schubert, sowie mit Schwind und Danhauser. Außer diesen Künstlern pflegte er noch freundschaftlichen Umgang mit seinem Collegen Heinzel, mit Dr. Hörwarter, den er gleichfalls schon in Salzburg kennen gelernt hatte, ferner mit Khyeny, einem ausgezeichneten Linguisten, mit welchem er philologische Studien trieb, und noch mehreren anderen, die weniger Einfluss auf sein Leben ausübten.

So waren fast zehn Jahre verflossen. Heinzel war schon seit 1825 Gymnasiallehrer in Capo d'Istria und kam nur, so oft es ihm sein Amt erlaubte, nach Wien, wo ihn eine Braut fesselte, die er dann am 13. September 1828 zum Traualtare führte. Sie war die Tochter des Kupferstechers John, in dessen Haus auch Enk durch Heinzel eingeführt wurde. Ihre ältere Schwester Emilie flößte dem jungen Enk bald eine tiefe Neigung ein und als er von ihr und ihrem Vater das Jawort zur ehelichen Verbindung erhielt, schrieb er einen jubelnden Brief voll innerster Glückseligkeit an seinen künftigen Schwager. „Dass ich jetzt erst lebe" — so lauten die Schlussworte dieses Schreibens vom 17. November 1828 — „und frei und selbständig und wie durch einen Zauberschlag ein anderer bin, das ist ihr (Emiliens) Werk. O Einheit und Mittelpunkt meines Daseins, o lang gesuchter und nie ge-

fundener Frieden, wie verklärst Du in Deinen milden Strahlen mein All. Lebt wohl, lebt wohl!"

Leider dauerte die Seligkeit nicht lange. „Die allzu geringe Sorgfalt," meint Enks Biograph Pick, „welche er damals seinem Äußeren widmete, seine, dem scharfen Auge des Vaters nicht verborgen bleibenden, ewigen Geldverlegenheiten und eine Reihe anderer unglückseliger Missverständnisse lockerten die Bande zwischen den Liebenden immer mehr, und es bedurfte nur eines an sich unbedeutenden Vorfalles, um einen plötzlichen Riss herbeizuführen, welcher bei der eisernen und unversöhnlichen Natur Johns unheilbar blieb." Worin dieser Vorfall bestand, ist übrigens niemals bekannt geworden; so viel aber ist gewiss, dass sich Enk selbst noch in späteren Zeiten als den allein Schuldigen ansah und stets mit bitterem Gefühle von der Kränkung sprach, die er dem Hause John zugefügt habe. Jedenfalls, wenn die Neigung Emiliens zu Enk ebenso groß war, wie diejenige, welche ihn, beseelte, so fand sie im Kreise der Ihren leichter Trost und Seelenfrieden, während er, alleinstehend und vielleicht an dem Bruche schuldbewusst, der Verzweiflung nahe war und sich mit Selbstmordgedanken trug. Nur fort von Wien! Das schien ihm Rettung zu sein, und so war er um eine Gymnasiallehrerstelle in Vinkovze eingeschritten. Als er dieselbe erhalten hatte, da konnte er zum erstenmale wieder die Kraft zum Leben finden. Das schöne Gedicht: „Der Traum" in formreinen Stanzen spricht zum erstenmale wieder eine Hoffnung aus; es schließt mit der Strophe:

„Auf, strebe kühn empor auf neuem Wege,
Der Gott im Busen sei Dein Unterpfand.
Rasch, unverwandt klimm an die Wolkenstege,
Nicht schwindle vor des jähen Abgrunds Rand;
Dein ist der Wille und die Kraft, die rege,
Vollbringen ruhet in der Götter Hand,
Und glückt es Dir, dann steht der Himmel offen! —
Der Traum entflog. — Nun sage, darf ich hoffen?"

Zunächst suchte er sich selbst wieder zu finden; die freiwillige Verbannung, die vollständige Trennung von allem, was ihn an die Vergangenheit erinnern konnte, sollte ihm den Schmerz tragen helfen. Er hatte alle Brücken hinter sich abgebrochen, die ihn mit seinen Wiener Freunden, mit dem geselligen Leben überhaupt noch verbunden hatten; in stumpfer Resignation lebte er ohne Freude, ohne Befriedigung in seinem Berufe, für alle verschollen dahin. Erst im Jahre 1833 hatte er so viel Lebensmuth gefunden, um das Band, das ihn einst

mit Heinzel verbunden hatte, wieder anzuknüpfen, und in diesem ersten Briefe aus Vinkovze vom 6. August spricht sich die Angst aus, dass Heinzel die angebotene Hand zurückstoßen könne. Als er aber durch den Brief des Freundes die Zusicherung der alten Anhänglichkeit erfahren hatte und von demselben aufgefordert wurde, sogleich um eine eben erledigte Lehrstelle in Capo d'Istria einzukommen, wo dann die Freunde gemeinsam wirken könnten, da strebte er freudig diesem Hoffnungsstrahl entgegen, aber leider vergebens. Er musste noch über ein Jahr in der Verbannung bleiben, ehe es ihm gelang, einen Posten am Gymnasium in Iglau zu erhalten, wo er doch wieder der westlichen Cultur näher gerückt war und in angenehmere Verhältnisse übertrat.

Von da an kam eine neue Wendung in sein Leben, indem er sich mehr als früher der pädagogischen Thätigkeit ergab und neben der fortwährenden Beschäftigung mit dem Studium der antiken Classiker in lebhaftem Briefwechsel mit seinem Freunde sich für die Rolle vorbereitete, die er später bei Organisation der Mittelschulen zu spielen bestimmt war. Jetzt vielleicht mehr als je zuvor warf er einen scharfen Blick auf die verrotteten Gymnasialzustände, unter denen er einst als Schüler und dann als Lehrer zu leiden verurtheilt war. So schreibt er aus Iglau am 25. Mai 1835: „Was meine Verhältnisse als Lehrer betrifft, so brauche ich Dir kaum zu sagen, dass ich darin wenig Ersatz für das innere Leben finde; bei der gegenwärtigen Schulverfassung und Erziehung, wie wenig kann der Lehrer zustande bringen; mich wundert es fast, dass sich doch immer zwei oder drei in einer Classe erträglich entwickeln und diesen suche ich privatim nachzuhelfen und anzuregen; ich bin aber weit entfernt, mir die Erfolge zuzuschreiben, die in der glücklicheren Organisation der Jünglinge liegen. Die übrigen führe ich, wohin ich muss und suche nur, was ich nicht ändern kann, so gut zu machen, als ich kann und überhaupt wenigstens nicht zu verderben."

Selbstverständlich ertheilte Enk diesen Nebenunterricht, von dem er sprach, unentgeltlich, obgleich damals den Professoren gestattet war, den Schülern sogenannte „Nachstunden" gegen Bezahlung zu ertheilen, was einen nicht geringen gesetzlich erlaubten Nebenbeitrag zu dem miserablen Gehalte bildete. Begreiflich wird diese eigentlich zur Parteilichkeit herausfordernde Einrichtung durch das Classenschulsystem, welches derart herrschte, dass der „Grammatikal-Professor" von der ersten bis zur vierten Classe — also im Untergymnasium — mit seinen Schülern aufstieg, worauf die „Syntaxisten", d. i. die Schüler des vierten Jahrganges bei ihrem Übertritte in die beiden Humanitätsclassen dem

„Humanitäts-Professor" für die nächsten zwei Jahre übergeben wurden. Diese Professoren musſten, mit Ausnahme der Religion, für die ein eigener Katechet bestellt war, die Jugend in sämmtlichen vorgeschriebenen Disciplinen unterrichten. Es war traurig genug, dass bei diesem System ein untauglicher Lehrer ganze Jahrgänge unter seiner Disciplin hatte und viel verderben konnte. Denn die Macht des Directors, welcher damals „Präfect" nach der alten Jesuitenpraxis genannt wurde, reichte nicht aus, einem Lehrer, wenn er nur sonst nichts gegen den Codex verbrach, auf einen besseren Weg zu leiten. Und die von Zeit zu Zeit vorgenommene Revision der Mittelschule durch die politische Behörde war wohl mehr ein „ut aliquid fecisse videatur", als eine fruchtbringende Inspection, denn sie wurde häufig von einem politischen Beamten vorgenommen, der von der erziehlichen und wissenschaftlichen Thätigkeit der Professoren oft gar keine Ahnung hatte und höchstens die administrative Befähigung des Präfecten in Betracht ziehen konnte. Der Kreishauptmann leitete die öffentlichen Jahresprüfungen, vertheilte die Prämien und berichtete über die inneren und äußeren Zustände der Gymnasien an die obersten Landesbehörden.

Über diese unangenehme Stellung eines Gymnasialpräfecten klagt auch Heinzel, der in Capo d'Istria diesen Posten bekleidete und mit einem Lehrkörper zu thun hatte, der ihm viele Kränkungen zufügte, und mit einem Bezirkscommissär, der aus Unverständnis der Sachlage keinen Schutz gewährte. Hierauf schrieb ihm Enk zurück, indem auch er sein öffentliches Leben als wenig erfreulich hinstellt: „Du wirst selbst am besten wissen, wie wenig bei unseren Einrichtungen und Büchern zu wirken ist, und wenn nun auch der, von dem ich meinen Curs übernehme, so ist, wie Du den Deinen geschildert hast, so ist es begreiflich, dass im ganzen fast gar nichts herauskommt. Was mich auch einigermaßen freut, ist, dass meine Schüler, ungeachtet ich sie so streng classificiere, dass über die Hälfte vom vorigen Jahre her ausblieb, doch eine starke Anhänglichkeit für mich haben." Es freute ihn stets, wenn er die Classe seines Freundes und Collegen Anton Theodor Wolf übernehmen konnte, denn da wusste er, dass die Schüler gut vorbereitet waren und weitere günstige Erfolge versprachen. Über Wolf schreibt er: „Er vereinigt große Talente in Musik, Poesie und alten Sprachen mit seltenem Fleiß und Gründlichkeit; wir musicieren miteinander (denn ich stümpere noch immer auf der Flöte) und sind überhaupt viel zusammen, aber unsere anderen Verhältnisse und Berührungen sind zu ungleich; es will sich das rechte Vertrauen, die rechte Theil-

nahme nicht finden, die der schöne Vorzug der Jugendfreundschaft ist. Darum fühle ich mich auch immer so einsam." Trotzdem fürchtet er, diesen Umgang zu verlieren, da der visitierende Director, Prälat Rapp aus Brünn, eine Beförderung Wolfs als nicht unwahrscheiniich erscheinen ließ. Das geschah zwar allerdings nicht, aber durch die Vermählung des Freundes lockerte sich denn doch das Verhältnis, und die Freunde wurden sich fremd.

Dazwischen ward in dem Briefwechsel Enks und Heinzels auch die Frage über eine Umgestaltung des Gymnasialwesens immer mehr erörtert. Letzterer hatte trotz seines Zweifels am Gelingen dieses Thema angeregt. „Es handelt sich", meinte er, im Gegensatze zu einer Ansicht Thiersch's über das Verhältnis des Deutschen zum Latein, „im Gebiete der unterrichtenden Erziehung nicht vor allem um geistige Muskelkraft, sondern um Erregung und Beförderung des Lebenstriebes, und die innerlichen Mittel sind auch hier die besten. Dass doch einer der großen Denker Deutschlands, ausgerüstet mit gediegener und umfassender Gelehrsamkeit, die große Aufgabe zu lösen versuchte! Für uns sehe ich kein Heil. Ohne alles zu ändern, also ohne eine große Thorheit lässt sich auch das Gymnasium nicht dem Ideale gemäß herstellen. Mit den Kindern, wie sie ins Gymnasium eintreten, mit diesen geistig und leiblich verwahrlosten oder verhunzten Wesen lässt sich fast nur nach dem bestehenden Plane hier und dermal fortarbeiten. Vaterlandsliebe, Religion, Kunst, Wissenschaftlichkeit, wo sind sie? . . . . . In der Erziehung steckt der Fehler . . . . . Da ist nun nichts übers Knie zu brechen, mit weiser Rücksicht auf das Bestehende möge allmählich Besseres an die Stelle treten, so dass dann eines das andere ziehe." Er macht dabei auf die Grundprincipien des jetzt kaum mehr genannten Pädagogen Graser aufmerksam. „Was nicht vorbereitet ist durch Bekanntes und Verwandtes, wozu nicht der Drang entzündet worden, hat nicht zur Sprache zu kommen: es ist todt; es dünkt selbst dem Besseren nur als Fremdartiges, lässt ihn größtentheils passiv, spannt nicht seine ganze Kraft; so erschlaffen wohl gar viele in den Schulen, wo eifrige Lehrer alle Weisheit auftischen oder einstopfen."

Enk schüttelte über die Durchführbarkeit dieses Systems etwas bedenklich den Kopf; er wollte wissen, wie in Gymnasien bei so vielerlei Bildungsstufen der Knaben und bei dem geringen Einflusse, den die wenigen Schulstunden auf das Ganze derselben haben, die strenge, stufenweise Vorbereitung zu erreichen wäre. „Mit meiner Classe" (V.), schreibt er 1835, „bin ich heuer besser zufrieden, als voriges

Jahr; nur dass auch hier die schwächere Hälfte das Vorschreiten erschwert und verleidet. Es sollte mich wundern, wie ein systematischer Erzieher mit diesem bunten Haufen zurecht kommen würde, oder wie mit solchen ein Resultat der sechs Jahre zu erreichen wäre." Er gibt zu, dass für die Jugend selbst der bestehende Lehrstoff noch zu hoch sei. „Vielleicht," hofft er, „geschieht doch noch etwas. Unser Studiendirector, Prälat Napp, kann vielleicht dazu beitragen, wenigstens hat er gesunde Ansichten von der Sache, und die von Dir berührte Idee, durch ein öffentliches Zusammenwirken der Besseren nachzuhelfen, ist sein Lieblingsproject; nämlich eine Zeitschrift in zwanglosen Heften zu gründen, in welchen das Fach betreffende Gedanken, Ansichten, Erfahrungen niedergelegt würden." Wir finden hier bereits die ersten Regungen für die später ins Leben gerufene Gymnasialzeitschrift.

Heinzel, welcher Kinder hatte, konnte sich nicht entschließen, dieselben in die öffentlichen Schulen zu schicken. Er entwickelt dem Freunde seinen eigenen Erziehungsplan (29. December 1835): „Vom Menschen steigen wir hinab bis zum Stein, d. h. wir betrachten den Menschen in seinen Metamorphosen: dann entsteht uns die Geographie und unser Ziel ist wieder der Mensch; so wird uns Geschichte und Sprache. Österreich ist der Mittelpunkt vom Boden unseres Gotteshauses . . . . . Für die Religion wird insbesondere noch durch Unterhaltung auf die Weise gesorgt, wie ich Dir schon einmal geschrieben habe; die Kinder erzählen mit Lust, und es entstehen gute Fragen. Das Schreiben soll zur Kunstübung werden, das Zeichnen begleitet die Naturgeschichte, die Geographie und Geschichte; Musik fehlt nicht die Gymnastik veredelt sich zum Tanze. Überhaupt zielt meine ganze Erziehung auf Kunst . . . . . Bei einem solchen Plane ist wohl natürlich, dass ich nie meine Kinder in öffentliche Elementarschulen schicken werde, die doch nur da sind, um lesen und schreiben zu lernen. In ein öffentliches Gymnasium werde ich sie schwerlich vor dem zwölften Jahre schicken, da sie fest sein werden und sicher gegen die Lehrer. Nach dem Gymnasium werden sie zu einem Thiersch gehen, der seine Freude dann haben mag."

„Dass Du nur meinen Ludwig," schreibt er am 24. Juni 1838, „in der Mathematik unterrichten könntest! Ich habe dazu so wenig Beruf und Lust, dass mir Ludwig diesem Studium so abgeneigt werden muss, als ich es war. — Ludwig scheint seine ganze Richtung zum Naturstudium zu nehmen; auch die Wörter lernt er wie Käfer kennen.

Die Declinationen unserer jetzigen Sprache schrieb ich ihm aus Grimm zusammen. Das Hauptstudium bildet noch lange Zeit die Naturgeschichte, an deren Stelle dann die Geographie und Geschichte treten, die jetzt wenig Zeit einnehmen, und endlich der Sprache und den mathematischen Wissenschaften weichen. Zum Gebrauche fürs Griechische stelle ich einstweilen griechischen Partikeln (Adverbien, Präpositionen und Conjunctionen) zusammen, beiläufig nach der Ordnung, wie sie im Deutschen nach Grimm erschienen sein werden. Es dünkt mir noch unmöglich, den ältesten Buben vor seinem zwölften Jahre ins Gymnasium schicken zu können."

Hierauf antwortet Enk (4. Juli 1838): „Dein Unterrichtsplan mit Ludwig gefällt mir wohl, umsomehr, als ich das Mangelhafte meiner Bildung in Bezug auf Natur sehr wohl fühle; nur begreife ich nicht, wie Du den Knaben noch in unsere Gymnasien zu schicken auch nur den Gedanken haben kannst. Doch nicht in die 1. Grammatik? Wie muss einen solchen Knaben von zwölf Jahren, von Dir unterrichtet, das mechanische tödtliche Zeug unseres Studienplanes anwidern; der schleichende Gang hin zur Ungeduld und Verachtnng reizen! Wenn ich einen Knaben hätte und wollte ihn öffentlich studieren lassen, so würde ich mich sehr hüten, seinen Geist zu sehr zu entwickeln, so dass ihm das Neue nicht neu oder abgeschmackt wäre, sondern würde andere Fertigkeiten cultivieren, z. B. Zeichnen und Musik."

Es war dies einer der letzten Briefe, die Enk an Heinzel schrieb. Er befand sich damals in einer tiefen Gemüthsverstimmung und von eben solchen Verzweiflungsgedanken erfüllt, wie einst, als er wegen des Bruches mit seiner Braut aus Wien nach Vinkovze geflohen war. Und auch hier war die Ursache eine ähnliche. Er hatte in einem Concerte ein Fräulein kennen gelernt und sich um den Zutritt zu ihrem Familienkreise beworben, der ihm auch ertheilt wurde. Bald hegte er Neigung zu dem Mädchen, welches die sehr gebildete und sorgfältig erzogene Tochter des Districts-Tabakverlegers Hoffmeister von Hoffenegg war und gegen Enk nicht gleichgiltig blieb. Allein sie war — allerdings ohne tiefere Herzensneigung — mit einem Lieutenant verlobt und zu gewissenhaft, um ein gegebenes Versprechen nicht zu halten, so dass sie die neu aufkeimende Liebe zu unterdrücken suchte; auch hätte Enk nach dieser offenen Erklärung das Haus gemieden, wenn nicht die bittersten Familienzerwürfnisse ihn genöthigt hätten, zu bleiben und der leidenden Geliebten mit ihrer Mutter Trost und Hilfe gegen den sehr talentvollen und kenntnisreichen, aber von unheilbarem Wahnsinn

befangenen Vater zu gewähren. In dieser schmerzlichen Lebensepoche zweifelte er an sich selbst, seinem Können, seinem Wissen. Die Aufforderung des Freundes, sich an dessen Gymnasium übersetzen zu lassen, beantwortet er folgendermaßen: „Ich fürchte sehr, dass Du Dich in Deinen Erwartungen von mir und von dem, was ich zum Flor der neuen Anstalt beitragen könnte, bedeutend täuschest. Ich habe nie viel Energie besessen, und meine bisherigen Ergebnisse als Mensch und Lehrer haben nur beitragen können, das bischen Funken noch zu ersticken, so dass ich mich in einer Apathie befinde, in einem Aufgeben aller Hoffnung auf Erfolg, überdies mit einer Ungeduld im Lehren behaftet, die aus der traurigen Überzeugung fruchtlosen Bemühens stammt, dass im ganzen nicht viel Erfreuliches von mir zu hoffen steht . . . . . Täusche Dich nicht über mein Interesse an der Wissenschaft, — er hatte damals eben Epictet und den Commentar des Simplicius übersetzt — wegen meines jetzigen Fleißes; ich habe immer nur aus Neugierde und Eigensinn studiert und nur so oben hin cavalièrement; jetzt ist es nicht freie Wahl, wie Du glaubst, die mich den Wissenschaften in die Arme warf, sondern bittere Noth. Tränke ich noch Wein, so würde ich mir wahrscheinlich in der Flasche Vergessenheit holen, so suche ich sie in der Arbeit."

Der Freund stellte ihm in seinem Antwortschreiben die Ungerechtigkeit seiner muthlosen, wenig nach der Stoa gearteten Gedanken vor und wies darauf hin, dass eine schönere Zeit im Werden sei und geistige Mächte um den Besitz des Besseren ringen. „Die Naturwissenschaften erheben sich in ganzer Macht und breiten sich selbst in den Sprachen aus, und indem die geschichtliche Bildung tiefere Wurzeln fasst, erwächst endlich gediegene, schöne, classische Selbständigkeit in den Handlungen des Lebens, wie der Kunst und Wissenschaft . . . . . Deine Art zu studieren, kannte ich und ich achtete und achte sie mehr als Du. Die Wissenschaften lieben Dich mehr, als Du sie, und dafür sollst Du dankbar sein. Dass Du ungeachtet aller Ungeduld und Unfreundlichkeit schon durch Dein Gespräch sehr viel, ja weit mehr, als alle Lehrer, die ich kenne, thun kannst, unterliegt bei mir keinem Zweifel. Die Schüler fühlen es selbst dem Mürrischen ab, dass er gut ist, wenn er's ist und sie lieben und ehren ihn, verdient er es sonst."

Leider endete bald der Briefwechsel zwischen den beiden Freunden und das letzte Schreiben vom 21. December 1838 zeigte unserem Enk nur mehr die Übernahme des Präfectenpostens am Gymnasium zu Görz an. Bald darauf starb Heinzel, dessen seltene Gelehrsamkeit nur

von seiner Bescheidenheit übertroffen wurde, und der bei einem weit größeren Umfange seiner Lectüre, als sie dem Freunde zugebote stand, in der Correspondenz mehr der gebende, als der empfangende Theil war. Jedenfalls aber ist durch den Austausch der Ansichten festgestellt, dass es auch in dem alten Österreich unter den Gymnasialprofessoren tüchtige und ausgezeichnete Männer gab, zugleich aber, dass sie nur mit Schmerz und Ingrimm auf ein Studiensystem blicken konnten, welches geeignet war, den strebenden Geist der Jugend zu unterdrücken, und das ihnen auch die Möglichkeit raubte, so segensreich zu wirken, als sie es gerne gethan hätten. Es zeigt übrigens von bedeutender Liebe zum Beruf und von seltener Stärke und Kraft des Willens, dass sie die Hoffnung auf eine Besserung der Zustände nicht aufgaben und eifrig danach forschten, wie eine Umgestaltung herbeizuführen wäre, wie anderwärts die Gymnasien organisiert seien und welche Fortschritte die Pädagogik überhaupt gemacht habe. Für Enk war insbesondere das Studium der Herbart'schen Philosophie, welches er auch nach dem Tode Heinzels fortsetzte, von großem Nutzen. Es dauerte zwar noch längere Zeit, ehe er die Ruhe wieder fand, die zu einem gedeihlichen Erfolge nothwendig ist, denn die Entscheidung über die Herzensangelegenheit, welche tief in sein Leben eingriff, zog sich immer weiter hinaus. Erst 1842 konnte er bei den Eltern um die Hand seiner theuren Minna anhalten. Er führte sie am 27. September als seine Frau heim. In ihr fand er die rechte Lebensgefährtin, da sie sein Streben voll zu schätzen wusste und ihm wieder Muth und Freudigkeit des Daseins einflößte, die er wahrlich brauchte, um an seinem eigenen Wirken in der Schule bei einem total verfehlten Lehrplane nicht zu verzweifeln.

Zwar schien es, als ob man höheren Ortes an eine Verbesserung dieses Lehrplanes denken wollte; schon 1836 erhielt der Präfect des Iglauer Gymnasiums den Auftrag, einen Lehrplan für Real- und Gymnasialschulen im Vereine mit praktischen Schulmännern zu entwerfen und der Studien-Hofcommission in Wien einzusenden, was auch geschah. Allein es blieb alles beim alten. Ebenso schienen auch die Arbeiten einer eigens zu dem Zwecke einer Reformierung des alten Gymnasialstudienplanes in Wien eingesetzten Commission, die von 1843 bis 1847 berieth und zu der auch die Professoren Richter und Zimmermann nebst mehreren geistlichen Mitgliedern der höchsten Studienbehörde zählten, keine greifbaren Erfolge zu erzielen, obgleich Männer wie Ficker, Exner, Ettinghausen u. a. als Experte ein-

vernommen wurden. Man sprach sich einmüthig für die unabweisliche Änderung aus, ja es wurden sogar mit Bewilligung der Censur in den „Österreichischen Blättern für Literatur und Kunst" einzelne wünschenswerte Reformen besprochen — aber zu einer Durchführung der nöthigen Reform oder auch nur zu einer Ausarbeitung derselben kam es nicht. Das einzige Lebenszeichen, welches die Studienhofcommission von sich gab, war ein Erlass vom 10. März 1848, worin allen Gymnasien aufgetragen wurde, Programme über die Abfassung zweckmäßigerer Schulbücher in allen Classen und allen Gegenständen einzuführen.

Da schlug in diesen langsamen Geschäftsgang der 13. März 1848 wie eine Bombe ein. Nun hielt Enk die Zeit für gekommen, wo er die Früchte seiner langjährigen pädagogischen Studien zum allgemeinen Besten verwerten könnte. Nicht vergebens hatte er sich in den letzten zehn Jahren wieder mit Eifer auf die Herbart'sche Philosophie geworfen, und wie gering auch die Erwartungen sein mochten, die er auf eine baldige Besserung der Gymnasialzustände gesetzt hatte, so ließen doch die bereits erwähnten Versuche der Behörden, hier Wandlung zu schaffen, seine Hoffnung auf schönere Zeiten nicht ganz verschwinden. Er war demnach imstande, die Ideen über Verbesserung des Lehrplanes für die studierende Jugend, die ihn von jeher eifrigst beschäftigt hatten, sogleich nach Aufhebung der Censur und bei einer freieren amtlichen Stellung niederzuschreiben und schon im April in den „Österreichischen Blättern für Literatur und Kunst", die unter Schmidls Redaction schon früher pädagogischen Fragen einen bedeutenden Platz eingeräumt hatten, zu veröffentlichen.

In dieser Denkschrift, die er später dem Ministerium überreichte, liegt nun der zweite Wendepunkt im Leben Enks, denn von jetzt an begann sein thätiges Eingreifen in eine neue Ordnung der Dinge, die von höchstem Einflusse auf die Gestaltung der Zustände des Staates und seiner Zukunft war: es begannen die Meisterjahre, aber auch die Tage eines Kampfes um die höchsten Güter der Menschheit, den er mit der begeisterten Hoffnung auf den Sieg der guten Sache aufnahm. Es war gut, dass Enk längst reiflich überlegt hatte und jetzt schon mit einem fertigen Plane vor die Öffentlichkeit treten konnte. Er gieng von einem festen Principe aus, auf welches er das neue Gymnasium aufbaute, und suchte zugleich an das Gegebene anzuknüpfen und es weiter auszubauen. Seinen leitenden Grundsatz aber sprach er in den Worten aus: „Ich spreche für das

Gymnasium den Elementarunterricht über Gott und Welt, Natur und Geist an — oder mit anderen Worten: Religionslehre, Kenntnis der Erde im allgemeinen, in ihrer Beziehung zu den Himmelskörpern, mathematische Geographie und Kosmologie, und im besonderen in ihren mineralischen, vegetativen animalischen Verhältnissen und den sie beherrschenden Gesetzen, Naturbeschreibung und Naturlehre, wodurch wieder Algebra und Geometrie bedingt werden; endlich Geschichte und Sprachen, als die für das jugendliche Alter vorzugsweise zugänglichen Offenbarungen des Geistes."

Da er nur die Elemente dieser Wissenschaften für den Jüngling, der das Gymnasium besucht, verlangt, sind seine Forderungen nicht extravagant, dennoch aber muss er die Grenze nach unten und oben ziehen, um seine Vorschläge praktisch zu machen. Nach unten sind diese Grenzen leicht zu ziehen. Der Knabe soll außer der Bekanntschaft mit den Hauptlehren der Religion gründliche Kenntnis und Fertigkeit im Lesen, Schreiben und Rechnen mitbringen. Bezüglich der oberen Grenzen, welche das Gymnasium einhalten soll, weist er vorerst den methodischen Weg, der eingeschlagen werden muss, um zur Grundlage einer wahren Bildung zu gelangen. Da soll die Religion nebst den Glaubenslehren vorzüglich das ethische und historische Moment hervorheben und auf das Gemüth wirken; der Unterricht in den Naturwissenschaften muss von der Anschauung ausgehen und nicht vom trockenen Systeme. Von der Naturbeschreibung führt der natürliche Weg zur physischen Geographie oder zur Kenntnis des Schauplatzes, wo die beschriebenen Naturkörper vorkommen. An sie schließt sich die Geschichte an, die besonders das culturelle Moment betonen und stets Hand in Hand mit der Geographie gehen muss. In der Mathematik müsste über das bisherige Ausmaß gegangen und Gleichungen bis einschliesslich zum vierten Grade, unbestimmte Analysis bis zum zweiten Grade, in der Geometrie der elementare Theil gelehrt werden. Was endlich die Sprachen betrifft, so sind die deutsche, die beiden classischen Sprachen und endlich die modernen Sprachen zu trennen. Hier ist die analytisch-synthetische Methode anzuwenden. „Von der Grammatik," sagte er, „würde ich nur dann ausgehen, wenn ich die Absicht hätte, den Knaben einen recht gründlichen Ekel und Abscheu vor der deutschen Unterrichtssprache beizubringen." Das Hauptgewicht ist auf die Lectüre zu legen, an die sich die Kenntnis des alt- und mittelhochdeutschen Elementarunterrichtes und der Denkmale des Geistes unserer Vorfahren knüpft. Für die modernen Sprachen würden wohl im allgemeinen dieselben Grundsätze,

natürlich nur mit Einschränkung auf den gegenwärtigen Stand der Sprache, gelten. Für die classischen Sprachen würde er ein Sprachbuch und dann ein Lesebuch einführen. Er möchte nicht für vollständige Classikerausgaben eintreten, da die alten Autoren fast ausnahmslos Dinge enthalten, welche für die Jugend nicht passen und er hält die sogenannten castrierten Ausgaben mit Hinweglassung der gefährlichen Stellen für noch weit schlimmer.

Da sich das alles aber nicht in sechs Jahren bewältigen läßt, so wünscht er, das Gymnasium zu einem siebenclassigen zu erheben und somit eine Classe des Lyceums hereinzubeziehen. Er thut dies hauptsächlich, um nicht gar zu schroff den Übergang aus dem alten in das neue System erscheinen zu lassen, und er gibt zum Schlusse seiner Darstellung einen äußerst instructiven Lehrplan und eine Stundeneintheilung, und zwar: Religion durch alle sieben Classen mit je zwei Stunden; Naturbeschreibung in den unteren vier Classen mit je drei, Zeichnen in der ersten bis dritten Classe mit je zwei, in der vierten und fünften mit je einer Stunde. Die Naturlehre beginnt in der fünften Classe und hat durch die drei oberen Classen je drei Stunden. Die Geographie und Geschichte fängt erst in der vierten Classe an; für jede Disciplin sind je zwei Stunden festgesetzt. Die Arithmetik geht von der ersten bis inclusive fünften Classe, dann kommt in der sechsten und siebenten Geometrie, stets mit je drei Stunden. Der deutsche Sprachunterricht hat in den ersten drei Classen je drei, dann bis hinauf je zwei Stunden, der lateinische in den ersten drei Classen je zehn und dann je sechs Stuben; der Unterricht im Griechischen beginnt in der vierten Classe mit je vier, der italienische, als obligat, in der sechsten und siebenten Classe mit je drei Stunden. Dadurch kommen auf die ersten drei Classen je 23, auf die vierte und fünfte je 25 und auf die sechste und siebente je 27 Stunden wöchentlich.

Wir mussten dieses Detail mittheilen, weil sich daraus ergibt, dass im großen und ganzen bei der Entwerfung des neuen Lehrplanes vielfach auf die Ausführungen zurückgegriffen wurde, die Enk hier bereits so vollkommen darlegt, wie keiner der damals über die Nothwendigkeit der Gymnasialreform schreibenden Schulmänner. Es war freilich eine gewaltige Veränderung der bisherigen Schule, sowohl was den Lehrstoff, als auch was die Methode betraf. Bezüglich der Geographie hatte man früher gedächtnismäßig und häufig sogar ohne Benützung der Karte Topographie gelehrt, und wehe dem Schüler, der nicht sagen konnte, wie viel Einwohner das Städtchen X besitze, dass es der Sitz

eines Kreisamtes, eines Steueramtes einer Dechantei, und weiß Gott noch welcher Behörden sei — Dinge, die selbst für das Gedächtnis nicht den geringsten Wert hatten. In der Geschichte wurde in jedem Jahrgange ein anderes Reich abgehandelt, jetzt Frankreich, dann England u. s. f., ohne Bezug auf das Ineinandergreifen der Ereignisse und ohne jegliche Kenntnisse des Schauplatzes, auf dem die Kriege und Wanderungen der Völker spielten. Dass es historische Atlanten gebe — das war für alle Gymnasiasten eine total unbekannte Sache. Die Arithmetik wurde lateinisch vorgetragen, was manchem Lehrer, der nicht Fachmann war, als bequemes Aushilfsmittel für etwaige Rechenfehler diente. Erst seit 1845 wurde in den Humanitäsclassen die deutsche Sprache für diese Disciplin angewendet. Naturgeschichte, Naturlehre und Zeichnen waren gar keine Gymnasialgegenstände; die beiden ersten wurden erst im Lyceum gelehrt. Die deutsche Sprache war fast ganz vernachlässigt, dagegen Latein und von der dritten Classe an das Griechische in hervorragender Weise betrieben, aber freilich mit wenig oder vielmehr gar keinem Gewinn für die Lectüre und das Verständnis der Classiker. Charakteristisch für die Art und Weise, wie das Latein gelehrt wurde, ist der erste Satz, den die Schüler in den „Vorübungen" der „Lateinischen Lectionen für Anfänger", die zur Sprachlehre als Übungsbuch gehörten und mit ihr einen Band ausmachten, übersetzen mussten. Er lautete: „Initium sapientiae est timor Domini" und wurde von uns ganz correct mit: „Der Anfang der Weisheit ist die Furcht des Herrn" ins Deutsche übertragen, wobei es weder dem Professor, noch uns Jungen irgendwie einfiel, zu erkennen, dass sich hier das Deutsche mit dem Lateinischen nicht decke, wenn anders der Sinn des Satzes zutage treten sollte. Und so war denn auch das „Lateinsprechen" beschaffen, welches nach alter Jesuitenmethode auch an unseren vormärzlichen Gymnasien gepflegt werden sollte. Wie das aussah, zeigt am besten die wahre Anekdote, die mir ein Freund aus seiner Studienzeit erzählte. „Claude fenestram!" befahl der Professor einem Schüler und als dieser, dem Begehren Folge leistend, ein Fenster schließen wollte, rief ihm der Lehrer zu: „Non hoc! sed alterum!" Nun ja, man verstand sich gegenseitig, aber Lateinisch war es nicht. Griechisch wurde ohne Accente vorgenommen und so wie die in Gebrauch stehende griechische Grammatik lateinisch abgefasst war, so wurden auch Übungssätze aus dem Griechischen nicht ins Deutsche, sondern ins Latein übertragen. Der Enk'sche Entwurf beseitigte alle diese Anomalien und streifte auch zum Schlusse noch die

Frage über die Nothwendigkeit von neuen, zweckmäßigen Lehrbüchern, wobei er auf die in Deutschland gebrauchten als auch für uns passend hinwies, und er berührte auch die wichtige Forderung nach Beschaffung von Lehrkräften, die er von der Errichtung philologisch-physikalischer Pflanzschulen und von Vorlesungen über Pädagogik, Geschichte u. s. f. an den Hochschulen erwartete.

So vortrefflich auch der Plan ausgearbeitet war, so ließ er doch zweierlei vermissen: nämlich, welche Stellung die neuen Lehrer einnehmen sollten und weiter, wie sich das Princip der Schulaufsicht gestalten sollte.

Da in erster Hinsicht vor allem das unwürdige, bezahlte „Nachstundengeben" der Professoren aufhören musste, war selbstverständlich, aber sie sollten dafür entschädigt uud überhaupt ihre Gehalte verbessert werden. Bis jetzt hatte man einen Gehalt von 600 fl. für sehr bedeutend gehalten und es wurden den Professoren drei Decennalzulagen von je 100 fl. in Aussicht gestellt — wahrlich eine wenig verlockendes Aussicht für Personen mit einer mehrjährigen Universitätbildung und für einen eben so schweren als schwer wiegenden Beruf! Nur mit einer besseren Dotation der Lehrkräfte konnte man auf einen Nachwuchs zählen. Doch mochte diese Frage mehr den Finanz- als den Unterrichtsminister betreffen.

Schwerer ins Gewicht fiel aber die Bestimmung bezüglich der Gymnasialaufsicht. Wir haben die Unzulänglichkeit und Verkehrtheit der bisherigen Controle und Hypercontrole bereits angedeutet. Jedes Gymnasium mit Ausnahme der Anstalten in den Hauptstädten hatte seinen Präfecten als unmittelbaren Leiter, der ein Fachmann war, dann einen Vicedirector und einen Localdirector, welch letzterer der jeweilige Kreishauptmann war. Während der Vicedirector den monatlichen Prüfungen präsidierte, nahm der Kreishauptmann die Semestralprüfungen als Vorsitzender vor, wohnte der Schlussfeierlichkeit bei und vertheilte die Prämien. Er gab seine Berichte an das Gubernium, wo diese dem Provinzialdirector und dem politischen Referenten vorgelegt wurden. Der Provinzialdirector besuchte während des Jahres hie und da einmal ein oder das andere Gymnasium seiner Provinz und erledigte die eingelaufenen Acten, die oft viele Monate bis zu ihrer Zustellung an die betreffenden Lehranstalten brauchten und oft gar nichts Wesentliches enthielten, sondern Lappalien berührten, welche einfach lächerlich waren. Diese unwürdige Stellung musste aufhören, was wohl schon vorläufig durch die Ministerialerlässe vom 6. und 22. April 1848

geschah, ohne dass aber bereits Bestimmungen über eine neue Organisation gegeben worden waren.

Zweifelhaft blieb schließlich im Enk'schen Entwurf auch noch die Stellung, welche die um eine Classe vermehrten Gymnasien den ehemaligen Lyceen und sogenannten philosophischen Facultäten gegenüber einnehmen sollten. Als aber mittels Ministerialerlasses vom 28. Mai 1848 bestimmt worden war, dass künftig das Gymnasium aus acht Classen bestehen und das ehemalige Lyceum in dasselbe einbezogen werden solle, da veröffentlichte Enk am 19. Juni in den Blättern für Literatur und Kunst einen Nachtrag zu seinem ersten Entwurfe, in welchem er über diese Anordnung, die er zu begehren gar nicht gewagt hatte, seine Freude ausdrückte und nun auch der Philosophie eine Stelle im Unterrichte der zwei letzten Classen derart einräumte, dass in der Septima die Grundlinien der Psychologie und Logik, in der Octava eine Encyklopädie vorgenommen werden sollte. Es musste dabei eine neue Stundeneintheilung zugrunde gelegt werden, bei der nur das Latein und die Naturlehre verkürzt wurden.

Inzwischen hatte das Ministerium provisorisch einen das ganze Gebiet des Unterrichtes umfassenden Studienplan verfasst und am 18. Juli 1848 veröffentlicht. Am dringendsten schien aber die Reorganisation der Universitäten und der Mittelschulen. Mit den letzteren, als den Vorstufen für das Hochschulwesen, musste nun zuerst begonnen werden. Da galt es aber, den Weg der Theorie zu verlassen und Anordnungen für die Durchführung eines Gesetzes zu treffen, das selbst noch nicht ganz fest stand. Zu diesem Zwecke wurde eine Commission eingesetzt, für die Professor Dr. Exner als Vorsitzender bestimmt war, und welche aus den Gymnasialprofessoren Enk und Podlaha und dem Hauptschullehrer Tesař bestand. Enk's Berufung nach Wien war eine Folge seiner gediegenen Denkschrift. Es wurde durch diese Commission die Einrichtung des Unterrichtes der untersten Gymnasialclasse für das nächste Schuljahr berathen. Am 3. August traten diese Fachmänner zusammen und schon am 28. August hatten sie ihre Aufgabe gelöst; im nächsten Semester wurde in den Gymnasien nach diesem Erlasse vorgegangen. Aber noch eine andere Schwierigkeit hatte sich namentlich für die Länder eingestellt, die von verschiedenen Nationalitäten bewohnt waren, namentlich für Böhmen und Mähren: es war die Sprachenfrage. Da ein Ministerialerlass vom 22. September 1848 die vollkommene Gleichstellung der böhmischen Sprache mit der deutschen in Amt und Unterricht angeordnet hatte,

so wurde das Landespräsidium in Brünn aufgefordert, bezüglich der Localitäts- und Sprachenverhältnisse Erhebungen zu pflegen und Bericht zu erstatten. Dieses berief denn unseren Enk für den 27. December 1848 zu einer Conferenz ein mit den Prälaten Napp als Vorsitzenden und mit dem Professor der böhmischen Sprache Šembera, dem Znaimer Gymnasialprofessor Richter und dem Katecheten der Brünner Normalschule Ziak.

„Enk vertrat," so schreibt sein Biograph Pick, „mit Ernst und Entschiedenheit den deutschen Standpunkt und warnte vor jeder Überstürzung, welche nur zum Nachtheile der Interessen wahrer Bildung ausschlagen müsste." Allein er blieb mit seinem Votum in der Commission ganz allein; er beugte sich aber durchaus nicht dem Urtheile der anderen Mitglieder, sondern meldete sogleich das Separatvotum gegen den Majoritätsbeschluss an und sendete dasselbe an das Unterrichtsministerium, indem er es zugleich in der „Wiener Zeitung" veröffentlichte.

Übrigens war der Inhalt dieser Denkschrift nicht so sehr in nationaler Beziehung, als um eines anderen Umstandes willen von ganz besonderer Bedeutung. Er hatte bezüglich der Besetzung der Lehrstellen mit tauglichen Männern auf die Unzulänglichkeit der bisherigen Ausbildung der Lehrer und wohl auch auf die Lächerlichkeit der Concursprüfungen hingewiesen und den bereits in seiner ersten Denkschrift leise angedeuteten Antrag auf Errichtung von Universitätsseminarien zur Heranbildung von Gymnasiallehrkräften jetzt deutlich als zwingende Nothwendigkeit dargestellt. Mochte man nun auch im Ministerium selbst schon der Ansicht gewesen sein, dass hier etwas geschehen müsse, so dürfte Enks dringende Mahnung nicht wenig zur Beschleunigung der zu ergreifenden Maßregeln beigetragen haben. In der That wurden jetzt auch Bonitz, Grysar und Grauert berufen und damit erst eigentlich eine philosophische Facultät an der Universität eingeführt und ein philologisches und ein historisches Seminar zur Heranbildung von Gymnasiallehrern errichtet.

Inzwischen wurde an dem Reorganisationsplane für Mittelschulen, der bis jetzt nur einem Übergangsbedürfnisse abgeholfen hatte, unter Exners Leitung im Ministerium eifrig gearbeitet. Zu diesem Zwecke war auch Enk nach Wien berufen worden; er schreibt hierüber:

„Den 23. Juli 1849 wurde ich von dem Statthalter von Mähren, Grafen Lažansky, zufolge eines Schreibens des Unterstaatssecretärs im Unterrichtsministerium (es war dies damals Feuchtersleben) aufgefordert, mich sogleich nach Wien zu begeben und mich im Ministerium

des öffentlichen Unterrichtes zu melden. In Wien angelangt, erhielt ich vom Ministerialrath Exner nach vorausgegangener Besprechung Bogen für Bogen den lithographierten Organisationsentwurf mit der Aufforderung, meine Bemerkungen oder Bedenken freimüthig mitzutheilen, was auch in den von zwei zu zwei Tagen über jede einzelne Partie des Entwurfes stattfindenden Besprechungen, die bis zum 1. Jänner andauerten, geschah."

Wie viele und welche Änderungen und Verbesserungen auf Enks Rath vorgenommen wurden, läſst sich heute nicht mehr entscheiden, da wahrscheinlich keine Protokolle aufgenommen wurden und alle Actenstücke über diesen wichtigen Theil des Reformwerkes fehlen. Doch dürfte der Antheil Enks kein geringer gewesen sein, da er noch im hohem Alter mit freudigem Stolze auf seine Bemühungen zurückblickte, und er war kein Mann, der eine Ehre beanspruchte, die er nicht vollauf verdiente, und der viel mehr liebte, seine Verdienste zu verbergen, als sich derselben irgendwie zu rühmen.

Nach Iglau zurückgekehrt, wurde ihm die Direction des Gymnasiums anvertraut. Es wartete dabei seiner eine doppelte Aufgabe. Erstlich muſste er dafür sorgen, daſs die neuen Ideen in der Schule nach Möglichkeit verwirklicht würden, was die Aufhebung des ehemaligen Classenlehrersystems und damit die Aufnahme von suppletorischen Lehrkräften für die bisher nicht gelehrten naturwissenschaftlichen, sowie mathematischen und historischen Gegenstände zur Folge hatte, und dann muſste er die Erweiterung des bisher sechsclassigen Gymnasiums in ein achtclassiges ins Auge fassen und die Stadtgemeinde zur Opferwilligkeit zu bestimmen trachten. Mit Glück und Geschick entledigte er sich dieser Aufgabe, aber es war ihm nicht gegönnt, dieses Werk durchzuführen; er war eben zu höheren Dingen berufen. Man hatte in den einzelnen Provinzen die Schulaufsicht zu regeln begonnen und überall in den Hauptstädten der einzelnen Kronländer am Sitze der Regierungsbehörden einen Landesschulrath eingesetzt, dem die mittelbare Leitung der Gymnasien und Realschulen zukam. „Dieser wird," so hieß es im Organisationsentwurfe „durch jene, für das Gymnasialwesen bestimmten Mitglieder die einzelnen Gymnasien zur Zeit der Abhaltung der Maturitätsprüfungen und auch zu anderen Zeiten, so oft es nöthig scheint, inspicieren, oder durch von ihm bestellte Commissäre inspicieren lassen. Er erstattet am Schlusse jedes Schuljahres einen Hauptbericht an das Ministerium über den Zustand der seiner Leitung anvertrauten öffentlichen und Privatgymnasien, welchem er die Schluſsberichte der einzelnen Gymnasien beifügt."

So war denn auch für eine vernünftigere Schulaufsicht gesorgt und das Urtheil über die Erfolge des Unterrichtes und über die Befähigung der einzelnen Lehrkräfte einem Fachmanne überlassen worden. Dass diese Fachmänner namentlich in den ersten Jahren des Überganges eine äußerst schwierige Stellung hatten und die schwierigste in Wien selbst existierte, bedarf wohl keiner Erörterung; denn da die Feinde des neuen Systemes sehr zahlreich waren, weil ein bisher fast ungewohnter Ernst in die ehedem so gemüthlichen Studien gekommen war und die Maturitätsprüfung als ein horrender Stein des Anstoßes diente, so hieß es theils mit Vorsicht, theils aber auch mit der nöthigen Energie vorgehen. Und da schien in erster Linie Enk der Mann zu sein, der auf den schwierigsten Posten gestellt werden konnte. Er besaß die nöthige Bildung, um jeder Schroffheit die Spitze abzubrechen, und doch zugleich jene männliche Festigkeit und Überzeugungstreue, die vom vorgesetzten Ziele nicht ein Haar breit abweicht. Am 16. Mai 1850 wurde er zum provisorischen Gymnasialinspector bei der provisorischen Landesschulbehörde für Niederösterreich ernannt.

Schon im nächsten Monate waltete er hier seines Amtes und lernte aus eigener Anschauung die meist geistlichen Anstalten seines Bezirkes kennen. „In der That," meint Pick, „waren die Ergebnisse der ersten Revision einiger niederösterreichischer Gymnasien und der ersten Maturitätsprüfungen am Theresianischen, Josefstädter und Schottengymnasium in Wien, sowie am Gymnasium zu Krems betrübend genug. Ließ sich auch aus den schriftlichen Arbeiten von vorneherein nicht viel Erfreuliches erwarten, so war doch Enk von dem geringen Grade von Wissen und von der Unmasse von Ungeschick, das sich da breit machte, geradezu erschreckt und diese unerfreulichen Wahrnehmungen wären für einen Freund geistigen Aufschwunges, wie Enk, entmuthigend gewesen, wenn er nicht erkannt hätte, dass die Ursachen der traurigen Erscheinung vorübergehend, die Gegenmittel aber naheliegend und anwendbar seien. Indem Enk die wahrgenommenen Mängel frei und unverblümt darlegte, gab er zugleich die Gründe an, welche während der Übergangsperiode eine durch gewisse Grenzen beschränkte Nachsicht rechtfertigten; er wies aber auch auf die Mittel hin, durch deren Anwendung eine solche Nachsicht künftig immer überflüssiger gemacht werden sollte."

In dieser Eigenschaft konnte seine durch langjährige Praxis gebildete und durch theoretische Kenntnisse befestigte reife Pädagogik voll zur Geltung kommen, und als er nach Grauerts Tod im Jahre 1852

zum Director der wissenschaftlichen Prüfungscommission für Gymnasiallehrer ernannt wurde, mochte er auch unter den jungen Männern jene Talente kennen lernen, welcher die Neuzeit zur Durchführung ihrer segensreichen Reformen auf dem Gebiete des Mittelschulwesens bedurfte. Nun fiengen die Hoffnungen, die er noch mit seinem Freunde Heinzel als Utopien betrachtet hatte, wirklich zu reifen an: der Eifer der für das Fach begeisterten Lehrkräfte und die Freude der lernbegierigen Jugend selbst ließen in eine schöne Zukunft blicken. Wenn alles seinen ruhigen Gang nehmen durfte, so näherte man sich immer mehr dem Ziele, das den Reformatoren des österreichischen Gymnasialwesens vorgeschwebt hatte.

Allein bald thürmten sich Wolken auf, die einen argen Sturm in Aussicht stellten. In der Zwischenzeit wurde zwar die neue Gymnasialorganisation durch allerhöchste Sanction 1854 definitiv, und auch Enk kam aus seiner provisorischen Stellung in eine definitive; man hätte also mit Sicherheit auf eine stetige Entwicklung hoffen dürfen; allein es waren gar gewaltige Feinde gegen das ganze System aufgetreten, für das Enk wieder mit seiner vollen Entschlossenheit in den Vordergrund trat; und es gelang ihm in der That der reactionären Strömung Einhalt zu thun.

Mit dem damals beliebten Schlagworte: „Die Institution sei preußisch“, glaubten die politischen Denuncianten die Sache in den höchsten Kreisen verdächtigen zu können, obgleich Ministerialrath Exner und seine Mitarbeiter gute Österreicher waren und gerade die Aufnahme naturwissenschaftlicher Disciplinen schon ins Untergymnasium dem preußischen Lehrplane widersprach. Dann wurde die Überbürdung der Jugend und namentlich die Schwierigkeit und Strenge der Maturitätsprüfung ins Treffen geführt, obgleich bei der jetzigen vernünftigen Vertheilung des Lehrstoffes das Studium erleichtert und für aufmerksame Schüler die häusliche Arbeit auf ein Minimum beschränkt wurde. Auch stellte sich eine im Geiste des Organisationsentwurfes durchgeführte Maturitätsprüfung als weit weniger schwierig heraus, als die ehemaligen Semesterprüfungen an der sogenannten philosophischen Facultät. Leider blieb man mit diesen und ähnlichen Vorwürfen nicht bei Worten stehen, sondern man wusste das Unterrichtsministerium zu „Modificationsanträgen“ zu bestimmen, die angeblich auf Grund der bisher gemachten Erfahrungen in der Durchführung geeignet schienen, eine Verbesserung des Gymnasialplanes hervorzurufen. Diese Änderungen wurden im

Mai 1857 im Ministerium formuliert und bestanden hauptsächlich in der Verdrängung der Naturgeschichte, Naturlehre und der geometrischen Anschauung aus dem Untergymnasium, wogegen dem Latein je zwei Stunden zugelegt werden sollten; auch das Griechische sollte in der vierten Classe um eine Stunde bereichert, dagegen in der fünften, sechsten und achten um je eine Stunde verkürzt werden, letzteres wohl zugunsten der realistischen Gegenstände, denen man eine Stunde mehr als bisher zulegen wollte.

Das hieß denn nun allerdings das ganze System, auf dem der neue Plan aufgebaut war, von Grund aus umstürzen und die Gymnasien zu den alten Lateinschulen herabdrücken, und Enk war tief darüber bekümmert, dass im Schoße des Ministeriums selbst solche Gedanken Gehör finden konnten. Doch fühlte er sich durch den Ministerialerlass vom 18. Juni 1857 etwas getröstet, mittels dessen er aufgefordert wurde, ein freimüthiges Urtheil über die vorliegenden Vorschläge binnen Monatsfrist abzugeben und sich allenfalls mit Fachmännern aus dem Gymnasiallehrstande ins Einvernehmen zu setzen. Enk that letzteres, indem er an sämmtliche Gymnasialinspectoren schrieb. Aber nur zwei von ihnen, Kurz in Linz und Rigler in Graz, stimmten mit ihm überein. Dessenungeachtet erstattete er schon am 15. Juli sein Gutachten, welches betonte, dass gerade in den ersten Jahren der Sinn der Jugend für den Anschauungsunterricht jeder Art besonders, ja allein empfänglich sei, dass der Unterricht im Latein durch die Zuweisung von wöchentlich zwei Stunden nichts gewinne und daher die Klagen über schlechte Vorbereitung der Jugend im Latein nicht verschwinden würden, wenn sie überhaupt gerechtfertigt wären. Denn man hatte die Beobachtung zu machen gemeint, dass die Schüler mit geringeren lateinischen Kenntnissen in die theologische Facultät kämen, als ehemals. Allerdings wurde das einst so beliebte Lateinsprechen nicht mehr cultiviert, dafür aber besaßen die Abiturienten ein erfreuliches Verständis für die Classiker und eine hinlängliche Kenntnis der classischen Litteratur.

Übrigens begab sich Enk persönlich zu dem Unterrichsminister Thun, um ihm mündlich seine Bedenken mitzutheilen und ihn zu bitten, dass er die Vorschläge durch Fachmänner in der Zeitschrift für österreichische Gymnasien öffentlich zu besprechen erlauben möchte, da sich daraus am besten die Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit herausstellen werde. In der That gieng der Minister hochherzig auf diesen Antrag ein, und so erschien denn in den letzten Heften von 1857 und im Beginne 1858 in der Gymnasialzeitschrift eine Reihe von Aufsätzen

hervorragender Gelehrter, wie Bonitz, Bippart, Gernerth, Graislich, Kunzek, Lott, welche, übereinstimmend mit Enks Urtheil, eine vernichtende Kritik über die Projecte übten, so dass nie mehr von ihnen die Rede war. Dass aber die Organisation für Gymnasien gerettet war, dies ist einzig und allein den Bemühungen Enks zu danken.

Einen großen Übelstand, der dauernden Schaden brachte, hatte aber der „Modificationsvorschlag“ doch gehabt; er wird in einer Denkschrift des Vereines von Mittelschullehrern aus dem Jahre 1862 als Anmerkung mit den Worten geschildert: „Jedermann ist erinnerlich, mit welchem Eifer in den ersten Jahren nach Einführung der längst ersehnten Reorganisation des Gymnasialswesens Gemeinden, Corporationen und Einzelne zugunsten der neuen und erweiterten Anstalten Opfer von nicht geringem Umfange brachten und wie dieser Eifer fast mit dem Zeitpunkte erstarb, welcher einen Rückschritt zu alten Übelständen in Aussicht stellte (10. October 1857).“

Ein gewisses Misstrauen in die Stabilität der Verhältnisse hatte sich der Bevölkerung bemächtigt, welche den früheren Eifer nicht mehr erweckten, obgleich sich bei ruhigem Fortschritte des Unterrichtes der Erfolg der Reform immer günstiger gestaltete. Dazu trug die jeweilige Persönlichkeit des Gymnasialinspectors wohl am meisten bei. Was in dieser Beziehung Enk leistete, und welche Ansichten er selbst von der Aufgabe eines solchen Inspectors hatte, stellte er am ausführlichsten in einem Jahresberichte von 1859 dar, welcher als eine Instruction für jedes Schulaufsichtsorgan gelten könnte und goldene Worte enthält. Leider ist hier nicht der Ort, dieselben ausführlich mitzutheilten, doch können wir es uns nicht versagen, wenigstens einzelne Punkte hervorzuheben. „Wenn der Schulrath“ — meint er — „nicht mit inquisitorischer Strenge und dem Vorsatze, Mängel zu finden, sondern mit liebevollem Eingehen in die Verhältnisse der Schule vorgeht, so können mit aller Schonung und Wahrung des Ansehens der Lehrer eine Menge Übelstände und Nachlässigkeiten, wie sie endlich überall zum Vorscheine kommen, gleich im Keime verhütet oder erstickt werden ..... Die Regelmäßigkeit und Offenheit der alljährlich zweimal eintretenden Revisionen, wobei der Schulrath dem Unterrichte in jeder Classe und jedem Gegenstande beiwohnt und nach Befund durch eigenes Fragen sich von dem Wissen und Können der Schüler Überzeugung verschafft, verhütet jede bedeutende Abweichung von der Vorschrift, sei es in den gebrauchten Lehrbüchern, die er ganz ungezwungen und selbstverständlich zur Hand nimmt, sei es in der Stufenfolge und Vertheilung des Lehrstoffes im

vorhinein, und dient zugleich für die Schüler als mächtiger Sporn zum Fleiße und zur Aufmerksamkeit, da ein mit reifer Auswahl und Überlegung öffentlich ausgesprochenes Lob aus dem Munde eines angesehenen Fremden gewiss auf die ganze Classe nachhaltig wirken muss."

Da Enk in dem Schulrathe den eigentlichen Erhalter und Förderer der Einheit des Unterrichtes und der Gleichmäßigkeit des Maßstabes erblickte, vermochte er sich auch nicht mit dem Gesetze vom 26. März 1869 zu befreunden, dem zufolge bezüglich der Inspection eine durchgreifende, aber nicht gerade glücklich zu nennende Änderung eintrat; es sollten nämlich die Schulräthe, welche nun den Titel „Landesschulinspectoren" zu führen hatten, in der Regel nur die Inspection entweder blos der humanistischen oder ausschließlich der realistischen Lehrfächer führen. Offenbar gieng man dabei von der Ansicht aus, es sei nicht möglich, dass ein Mann in beiden Sätteln gerecht sein dürfte; allein, wenn man bedenkt, dass es sich doch nur hauptächlich um die pädagogische Seite der Inspection handelt, dass gerade der erziehliche Theil unter diesem Dualismus leiden muss, ferner, dass ein Mann von humanistischer Bildung doch auch von den realen Fächern so viel weiß, als von den Abiturienten gefordert wird, und dass er demnach imstande ist, auch über den Unterrichtserfolg in diesen Zweigen ein richtiges Urtheil abzugeben und die Methode der Lehrkräfte zu prüfen, kann man diese Besorgnis nicht theilen. Enk aber fürchtete bei diesem Dualismus für die Gymnasien einen positiven Schaden dadurch, dass durch die einseitige Anspannung der Forderungen in den realistischen Fächern das harmonische Ineinandergreifen sämmtlicher Lehrgegenstände gestört und die humanistische Aufgabe herabgedrückt würde. In der That wurde diese Doppelinspection unseres Wissens nur in Niederösterreich, Böhmen und Mähren durchgeführt, und wir glauben nicht, dass etwa die weiter geübte Praxis in den übrigen Kronländern ungünstige Erfolge aufzuweisen gehabt hätte; wir glauben übrigens, dass auch für Niederösterreich, Böhmen und Mähren die Befürchtungen Enks nicht eingetroffen sind.

Von dem äußeren Leben des gefeierten Pädagogen in dieser Zeit ist wenig zu erzählen. Sein Beruf füllte ihn dermaßen aus — auch nachdem er das Präsidium für das Gymnasiallehramt 1854 aufgegeben hatte — dass er selbst seine Lieblingsbeschäftigungen mit Dante und mit den alten Classikern vernachlässigte; auch stand er immer auf der Wache, um nach Kräften alles abzuwehren, was die Gymnasialorganisation irgendwie bedrohen konnte. Denn wenn er auch

1866 seine Übersetzung des Epiktet und 1867 die Commentare des Simplicius veröffentlichte, so stammten diese Arbeiten aus früherer Zeit und hatten eben jetzt erst einen Verleger gefunden, worüber sich der Verfasser dem Schulrathe Pick gegenüber später einmal nicht ohne Bitterkeit äußerte: „Ich übergab dem Verleger meine Übersetzung des Epiktet, ohne irgend eines Honorar zu beanspruchen, und musste einige Jahre danach an denselben 100 bare Gulden auszahlen, um seinen Ausfall bei den Unkosten decken zu helfen!"

Das Jahr 1862 war für ihn reich an Ehren. Am 4. Februar erhielt er das Ritterkreuz des Franz Josef-Ordens für seine rastlose und ersprießliche Thätigkeit, und am 28. Februar ernannte ihn die Stadt Iglau, wo er Jahre hindurch segensreich gewirkt hatte, zu ihrem Ehrenbürger; er hatte beide Auszeichnungen wohl verdient und konnte mit umso größerer Genugthuung und dankbarer Freude auf diese Anerkennungen blicken, als er wusste, dass er sich durch sein mannhaftes Einstehen für das Gymnasialwesen zahlreiche Feinde gemacht hatte. Er konnte bezüglich des letzteren Umstandes sich mit dem wahren Sprichworte: „Viel Feind, viel Ehr'" und mit dem Bewusstsein trösten, dass alle Factoren, welche es mit dem Fortschritte redlich meinten, mit ihm übereinstimmten. Namentlich mochte es ihm Befriedigung gewähren, dass die seiner unmittelbaren Leitung unterstehenden Lehrkörper mit Begeisterung an ihm hiengen, weil sie wussten, dass selbst dort, wo er tadeln musste, der Gerechtigkeit und der Humanität zugleich Rechnung getragen wurde, und dass er stets warm und energisch sich aller annahm, die sich dem Dienste der Jugendbildung gewidmet hatten. Dies zeigte sich wieder ganz deutlich in dem Jahresberichte von 1867, in welchem er geharnischt für die Ehre des Lehrstandes und für eine Verbesserung ihrer Gehalte eintrat. Gelegenheit hierzu bot ihm eine neue Modalität, welche darin bestand, dass von dem durch die Schüler entrichteten erhöhten Schulgeld die dienstältere Hälfte der Professoren an jeder Lehranstalt participieren sollte.

Er vindiciert sich in diesem Berichte das vollkommene Recht zu einer eingehenden Prüfung der materiellen Verhältnisse und socialen Stellung in der Beamtenhierarchie, weil er, wie er mit Selbstgefühl bemerkt „nach mehr als 30jähriger Dienstzeit als Gymnasiallehrer, Gymnasialdirector und Schulrath mit den in dem früher bestandenen Systeme und in verschiedenen Kronländern gemachten Erfahrungen die vollste Kenntnis des neuen Studiensystems verbindet, an dessen Wiege im Jahre 1848 er gestanden, an dessen letzter Redigierung er vermöge

seiner zweimaligen Berufung nach Wien theilgenommen hat und dessen Durchführung in Niederösterreich unter seiner Aufsicht und unter seinem Einflusse zustande gekommen ist.“ Indem er die Studien und Kenntnisse der jetzigen Gymnasialprofessoren mit denen vor 1848 vergleicht, wo das absolvierte Lyceum — also die jetzige siebente und achte Classe — und eine leichte Concursprüfung zur Erlangung einer Lehrerstelle hinreichte, während gegenwärtig ein dreijähriges Universitätsstudium und noch ein viertes Vorbereitungsjahr zur Ablegung der schwierigen Staatsprüfung nothwendig sei, so dass sie nun nicht mehr an Bildung hinter den anderen Staatsbeamten zurückstehen — indem er ferner die Aufhebung der ehemaligen „Nachstunden“, welche den Lehrer entwürdigten, als wesentliches Moment für Hebung der Standesehre erklärt, wendet er sich direct gegen die Art der projectierten Entlohnung, die den Professor wieder in dieselbe oder mindestens eine ähnliche Herabsetzung zurückwerfe, und welche auch geeignet sei, Neid oder Missgunst im Lehrkörper zu erregen, oder mindestens ein bitteres Gefühl des Zurückstehens zu erzeugen, wenn einer die Aussicht hat, bei der durchschnittlich gleichen Stufe der Lebens- und Dienstjahre aller Mitglieder des Lehrkörpers auf immer oder doch auf eine sehr lange Reihe von Jahren von der Zahl der Bevorzugten ausgeschlossen zu bleiben. Er plaidiert demnach für eine gerechtere und ausgiebigere Erhöhung der Gehalte.

Nicht auf Grund dieses Berichtes, sondern schon vorher in Anbetracht der stets wohlwollenden Gesinnung ihres unmittelbaren Vorgesetzten hatte der Lehrkörper des Wiener Akademischen Gymnasiums von dem Maler Decker ein Ölbild Enks anfertigen lassen, um es zum bleibenden Andenken im Conferenzimmer anzubringen. Am 9. Mai 1867 fand die feierliche Enthüllung statt, wobei Professor Pick in würdiger Weise eine ergreifende Rede hielt, die von allen Betheiligten in vollstem Maße gewürdigt wurde. Und als nun der 70. Geburtstag des verehrten Schulinspectors heranrückte, wurde von einem eigens zur Berathung über eine Festgabe zusammengesetzten Comité eine künstlerisch und reich ausgestattete Adresse als äußeres Zeichen der dankbaren Gesinnung und der unbegrenzten Hochachtung beschlossen. Am 1. Jänner 1870 wurde dieselbe von einer Deputation unter Führung des Directors Mitteis dem Jubilar feierlich überreicht, der tief gerührt seinen Dank dafür aussprach und in seinem am 3. Jänner an das Comité gerichteten Schreiben mit Bescheidenheit nur das Verdienst für sich in Anspruch nahm, von jeher seinem „edlen Berufe von wahrem Herzen

zugethan und von wahrer Achtung für seinen Stand und dessen würdige Vertreter" erfüllt gewesen zu sein. Das Widmungsblatt der Adresse zeigte den Titel: „Dem um die Reorganisierung der österreichischen Gymnasien hochverdienten Manne dargebracht von den humanistischen Mittelschulen Niederösterreichs."

Nicht minder als durch diese Kundgebungen wurde Enk durch die Worte erfreut, welche Minister Stremayr sprach. Es war nämlich für September 1870 eine Enquête nach Wien einberufen worden, um über Maßregeln zu berathen, welche sich seit dem Bestehen der Neuorganisation der Gymnasien als einer Verbesserung fähig und bedürftig herausgestellt hatten. Auch Enk war natürlich als Mitglied zu dieser Versammlung geladen worden, die der Minister mit einer feierlichen Ansprache eröffnete, in der es hieß: „Der gegenwärtige Gymnasiallehrplan und überhaupt die gegenwärtige Einrichtung des Gymnasialwesens ist, wie Sie alle anerkennen werden, eine solche, dass sie ganz wohl als Grundlage der weiten Fortentwicklung dienen kann. Man hat ihm zwar manche Vorwürfe gemacht, aber gewiss ist es, dass von dieser Grundlage aus allein die gedeihliche Entwicklung gerade dieses Zweiges des öffentlichen Unterrichtes möglich ist." Das war doch eine volle Anerkennung der Bestrebungen und Erfolge Enks, der seit Beginn der Reformarbeit seine ganze Thatkraft dieser Aufgabe gewidmet hatte.

Noch eine Auszeichnung wurde ihm zutheil; er erhielt am 19. Juli 1871 den Titel und Charakter eines Hofrathes, was ihm der damalige Unterrichtsminister Jireček mit dem Ausdrucke lebhaften Vergnügens als eine „wohlverdiente" allerhöchste Auszeichnung mittheilte. Es war das letzte Zeichen der Gunst, die er von Seite desselben erfuhr, denn schon am 24. September gieng Enk in Pension.

Die Versetzung in den bleibenden Ruhestand war zwar auf eigenes Ansuchen und zwar mit dem Ausdrucke der allerhöchsten Zufriedenheit über seine vieljährige und verdienstvolle Wirksamkeit erfolgt, allein er empfand sie doch als eine schmerzliche Resignation auf eine geliebte Thätigkeit, die er gerne noch länger fortgesetzt hätte; denn er fühlte sich geistig und körperlich noch allen Anstrengungen gewachsen.

Zum Glücke war das Werk, dem er sich ganz hingegeben hatte, bereits so befestigt, dass er in seine Zurückgezogenheit den Trost mitnehmen konnte, es werde in dem Sinne, den die ersten Gründer der Organisation in diese gelegt hatten, fortgefahren werden. Diese Überzeugung sprachen auch in mehr oder minder klaren Worten alle

Zuschriften aus, die ihm von allen Seiten, namentlich aber von seinen früheren Untergebenen in reichster Anzahl zukamen, und die ihr tiefstes Bedauern über den Verlust enthielten, der sie durch sein Scheiden traf. Der niederösterreichische Landesausschuss ersuchte ihn in einer schmeichelhaften Zuschrift dringend um Übernahme einer Mitgliedstelle im Landesschulrathe, allein Enk lehnte dankend ab: Er wollte in stiller Zurückgezogenheit sein weiteres Leben in der geliebten Vaterstadt Salzburg zubringen, wohin er auch im October 1871 übersiedelte. Dorthin sandte ihm im December der Verein „Realschule" eine Adresse mit den Gefühlen des Dankes und der Anerkennung seiner Verdienste, und die Lehrkörper sämmtlicher Gymnasien und Realgymnasien ließen ihm am 1. Jänner 1872 ein Photographienalbum überreichen — ein neuer Beweis, dass er den Männern der pädagogischen Thätigkeit unvergessen bleiben wird.

Nun konnte er sich wieder seinen geliebten Studien hingeben, die er gänzlich hatte vernachlässigen müssen, um seinem Berufe mit allem Eifer zu dienen. Die 1877 bei Braumüller in Wien erschienene zweite Auflage der prosaischen Dante-Übersetzung war die erste Frucht seiner Muße. Allein auch die weitere Entwicklung des Gymnasialwesens verfolgte er mit regem Interesse, und noch einmal erhob er im Abendblatte der „Neuen Freien Presse" vom 9. Juni 1879 seine warnende Stimme, als es sich um Beseitigung der zweistufigen Behandlung mehrerer Gegenstände im Gymnasium und um Abschaffung des Fachlehrersystems im Untergymnasium handelte. Da gewahrte man, dass er noch nicht verlernt hatte, das Schwert zu führen, wenn es galt, gegen Feinde zu kämpfen, die aus Unverstand oder Übelwollen an den Fundamenten der Organisation rütteln wollten. Mit kräftigen Hieben, mit scharfer Logik und überzeugender Stärke wies er die Unzweckmäßigkeit und Schädlichkeit der Vorschläge nach, und es gelang ihm, mindestens die eine Hauptsache zu retten, die Doppelstufigkeit des Unterrichtes, während die Idee des Classenlehrersystems noch bis in die heutige Zeit als drohendes Gespenst spukt, angeblich im Dienste der Disciplin und der Concentration des Unterrichtes. Man scheint noch immer nicht den Spruch: „Maxima debetur puero reverentia", den doch schon Juvenal aussprach, zu verstehen und meint, dass auch wenig unterrichtete Personen für den Unterricht tauglich genug seien, da man doch an der Idee des Universalgenies im Lehrfache nicht festhalten kann. Und was die Disciplin anbelangt, die freilich unter einer Hand möglicherweise strammer durchgeführt werden könnte, so würde sie viel

mehr gestärkt werden, wenn der Überfüllung der Classen vorgebeugt würde, welche fast an allen Anstalten vorkommt und jedem Lehrer Schwierigkeiten bereitet.

Seit dieser Kundgebung ist Enk nicht mehr in die Öffentlichkeit getreten; er hatte überhaupt seine Stimme nur dann erhoben, wenn Dinge von Wichtigkeit bedroht waren. Und selbst in einem Aufsatze aus dem Jahre 1848 in Schmidls „Österreichischen Blättern" (vom 30. September, Nr. 179), wo er für die von einigen Gymnasien beantragte Abschaffung der öffentlichen Classenverlesung, der Prämientheilung und des Druckes der Classificationsresultate Partei nahm, was doch für das System eigentlich Lappalien waren, bewirkte er die Herausgabe von Programmen, die einen wichtigen Hebel zur weiteren Entwicklung der Anstalten bildeten und nichts als eine Modification der alten Classenzettel waren.

Er konnte jetzt seinen Neigungen, seinen Freunden und seiner Häuslichkeit sich ganz und voll hingeben. Allerdings, was man einen guten Gesellschafter nennt, war Enk niemals gewesen, wenn wir etwa seine fröhliche Jugendzeit ausnehmen. Schon in den Briefen an Heinzel haben wir ihn als ernsten, melancholischen, in sich zurückgezogenen Mann kennen gelernt, und wir wissen aus Erzählungen seines alten Freundes Wolf in Iglau, dass die beiden Männer zuweilen halbe Stunden lang einander gegenübersaßen, beide in dichte Rauchwolken eingehüllt, ohne ein Wort miteinander zu sprechen und doch einander von Herzen zugethan. Er gieng nur aus sich selbst heraus, wenn ihn ein Gespräch besonders anregte, oder wenn ein Thema berührt wurde, dessen Bestätigung oder Berichtigung ihm lohnend schien. So fand ich ihn einmal ernstlich erzürnt, als ein junger Mann in seiner Gesellschaft etwas von Friedrich dem Großen erzählte. „Nennen Sie doch den Mann nicht groß," rief er mit Heftigkeit aus, „dies Wort hat die Geschichte für diesen Preußenkönig nur gefälscht, und jeder Deutsche, namentlich aber jeder Österreicher sollte sich schämen, den preußischen Herrscher mit diesem, ihm nicht gebürenden Epitheton zugleich auszusprechen!" Er selbst war ein Patriot, wie man ihn selten findet, treu ergeben der Dynastie und begeistert für den Ruhm und die Ehre seines Vaterlandes, zu dem er wohl das Land, in dem seine Wiege stand, mit vollstem Rechte zu rechnen Grund und Ursache hatte.

Trotz seiner schweigsamen Natur lebte er doch in Salzburg, wie nicht in Wien, gesellig. Seine Frau, eine geistreiche und gebildete Dame, war das belebende Princip im Hause und wusste bei ihrem

reichen Wissen die mannigfachsten Gesprächsstoffe zu beherrschen, dafür zu sorgen, dass die Unterhaltung, ohne flach zu werden, niemals ins Stocken gerieth, mochten sich auch die Theilnehmer der sich bei ihr zusammenfindenden Gesellschaft ganz heterogener Natur sein und mannigfachen Kreisen angehören. Leider war die Gesundheit der edlen Frau nicht die beste, und der wiederholte Sommeraufenthalt in Hof-Gastein war wohl mehr ein Palliativ- als ein Heilmittel für ihre schwächliche Constitution. Trotz dieser Kränklichkeit sorgte sie mit einer Liebe und Aufmerksamkeit für den ziemlich unpraktischen Gatten, die bewunderungswürdig war; sie lauschte ihm jeden seiner Wünsche ab und suchte sie nach Kräften zu erfüllen, jede Sorge für die täglichen Bedürfnisse des Lebens und für die tausend Kleinigkeiten, welche quälend einwirken können, hielt sie ferne von ihm; sie war, wie er sie oft mit Recht nannte, sein guter Engel. Man kann sich nun den Schmerz des Mannes denken, als der unerbitterliche Tod am 26. April 1882 die theuere Gattin für immer von seiner Seite riss, und vor der Verzweiflung bewahrte ihn nur die Philosophie der Stoa. Aber die Sonne seines Lebens war untergegangen, und er lebte von da an nur mehr ein Scheinleben. Alle seine Gedanken waren nur der Erinnerung geweiht. Alles, was sie lieb gehabt, was ihre Hände berührt hatten, war ihm heilig, und wenn er durch die Zimmer gieng, in denen sie geweilt hatte, glaubte er ihren Hauch zu verspüren. Das Clavier, das sie gerne und nicht ohne technische Fertigkeit spielte, so dass die Werke der besten Tonkünstler mit Geschmack zur Darstellung kamen — dieses Instrument schien noch die lieben Klänge von einst festzuhalten, und der Geist ihrer Lieblingsschriftsteller schien wieder lebendig zu werden, wenn er vor den Bücherschrank trat und seine Blicke auf die zierlich gebundenen Bände richtete. Es blieb alles so, wie sie es selbst geordnet hatte, und so vergegenwärtigte er sich denn die theuere Dahingeschiedene täglich und stündlich. Leider war es ihm nicht einmal gegönnt, diese kleine Quelle eines schmerzlichen Trostes bis an sein eigenes Ende zu genießen. Das Haus, welches er bewohnte, wurde umgebaut, und er musste im Frühling 1885 die Stätte verlassen, an die ihn ein so heiliges Andenken knüpfte.

Er überlebte auch diese letzte Trennung von dem Andenken an die geliebte Gattin nicht lange. Wie sehr er an ihr gehangen, zeigt eine Stelle aus einem Briefe vom 6. Juli 1883, worin es heißt: „Die Gefühle der Liebe und Verehrung, wie sie in dem Bewerbungsbriefe an meine Minna ausgedrückt sind, haben durch eine fast 40jährige

glückliche Ehe sich bewährt. Ich kann wohl sagen, dass ich ein so vollkommenes Wesen nie kennen gelernt, ja nicht geahnt hatte. Sie besaß alle weiblichen Tugenden ohne eine einzige der weiblichen Schwächen. Rein wie ein Engel voll Geist und Liebe war sie mir die vertrauteste, stets heitere, selbstlose Lebensgefährtin bis an ihr Ende." Und jetzt musste er selbst das Haus verlassen, wo er mit ihr so glücklich gelebt hatte! Schon im Beginne des Septembers 1885 musste er das Zimmer hüten und wurde immer schwächer. Lange sträubte er sich, einen Arzt holen zu lassen; er war von jeher ein Verehrer der Cur mit kaltem Wasser gewesen und hielt nicht viel von der Kunst der Mediciner. Endlich gelang es den Bitten seines alten Schülers und Freundes Pick, ihm die Erlaubnis zur Herbeirufung eines Arztes abzuringen. Als dieser am 20. October am Krankenbette erschien, fand er wohl Fieber und Schwäche beim Patienten, aber keine eine unmittelbare Gefahr drohenden Anzeichen.

„Der folgende Tag" — so berichtet sein Biograph Pick — brachte eine starke Lungenverschleimung und einen solchen Verfall der Kräfte, dass wir das Schlimmste besorgen mussten. Noch um $4^1/_2$ Uhr hatte der Kranke einen Schluck Suppe genommen, einige Minuten später sprach er die letzten deutlich vernehmbaren Worte: „Nun ist es ganz gut!" — Darauf stellte sich Trübung des Bewusstseins ein, sein Puls wurde immer schwächer, die Athemzüge verlangsamten sich und ohne sichtbaren Todeskampf verschied der ehrwürdige Greis um 5 Uhr 50 Minuten sanft, ein Vorbild selbst im Tode. Noch in dem Momente, da der Sargdeckel geschlossen wurde, zeigten seine schönen, wahrhaft vornehmen, wie von stillem Glücke verklärten Züge den Ausdruck jenes milden Ernstes und freundlichen Wohlwollens, welche ihm die Herzen von Tausenden gewonnen hatten."

Nun ruht er in gemeinsamer Gruft mit der geliebten Gattin auf dem wunderbar schön gelegenen Communalfriedhof in Salzburg. Er war ein Kämpfer für die gute Sache, und wir haben alle Ursache, uns seiner zu erinnern, wenn wir auf das Werk der Gymnasialreform blicken, dessen Mitschöpfer er war, und wenn wir daran denken, wie nur seine Thatkraft in erster Linie das Schiff durch alle Klippen und Untiefen leiten half, bis es den sicheren Hafen erreichte, in welchem es jetzt unter der zielbewussten Führung einer Regierung gelangt ist, welche auch die griechische Sprache und Litteratur schützt und demnach der wahren Humanitätsidee gerecht wird.

Kant und seine österreichischen Verehrer.

Von **Anton Ganser**.

Graz.

(Schluss.)

Dass ein autonomer Wille überhaupt das innerste Wesen (das Ding an sich) aller möglichen Causalität ist und sein muss, deshalb, weil nur ein sein-wollendes und sich seiner selbst bewusst werden könnendes Ding das einzig möglich reale Ding ist; dass die Eigenschaften der Empfindung und des Bewusstseins (in irgend einem Grade) die wirklichen Kriterien irgend eines wirklich realen Dinges sind, das erkennt und lehrt Kant nirgends in klarer und bündiger Weise. Ebenso wenig begreift Kant das Wesen der Causalität, obschon er oft genug von ihr spricht, und obschon es auf der Hand liegt, dass diese Causalität, auch die empirische, nur die oberste Form der Wirksamkeit des Willens, also auch Gottes Willen ist und sein kann.

Nirgends wird gesagt, was denn dieser Wille will, obschon es wieder an sich klar ist, dass er, so wie er thätig wird, selbst die empirische Causalität auch ist oder bewirkt, und dass er daher selbst die Welten wirklich schafft, indem er in die Formen des realen Seins eingeht und übergeht. Da Kant dies nicht erkennt (was ihm u. a. auch Schopenhauer in seiner Kritik der Kantischen Philosophie vorwarf), so bleibt schließlich der kategorische Imperativ unbegründet, und er wird zu einem leeren Schema ohne Inhalt, wie ein Rahmen ohne Bild. Das Gesetz der Freiheit muss nach Kant unbegreiflich scheinen, weil der autonome Wille als sein Träger nicht begriffen und dargelegt wird als das, was er wirklich ist, nämlich als das Reale und Gute zugleich, als welches er der selbstverständliche Grund des obersten Gesetzes sein muss und auch wirklich ist, ungeachtet dessen, dass er auch die empirische Causalität bewirkt.

Gott ist, und dass er ist, ist gut; und er ist, weil mit dem Sein ein Gut verknüpft ist, und weil er gut ist, ist auch sein Gesetz (das Gesetz der Freiheit und des Guten) gut. Das war und ist zu beweisen, und ist auch möglich zu beweisen, einerseits durch den Hinweis auf das Seingefühl, anderseits auf die Logik, welche sich unmittelbar auf dieses stützt.

Kant hat das allgemeine Lustgefühl des Seins außer acht gelassen, was auch Hamerling tadelte, und daher bleibt seine Ethik leer.

Alle Moral fußt auf dem Umstande und auf der Thatsache, dass mit dem Sein überhaupt ein Gut verbunden ist, daher das Weltprincip als Seiendes selbst ein Gutes ist, welches nichts anderes als das Gute wollen und bewirken wollen kann. Wäre es nicht so, so gäbe es nirgends eine „Moral"!

Wir können, selbst als Menschen, dies begreifen, auch wissen, weil wir eben selbst „Vernunft" besitzen, und daher können wir unseren Gott, dessen Geschöpfe oder Kinder wir wirklich sind, auch lieben. Wenn wir nun auch so manche Wege, welche das ewige Princip wandelt, um das logische Princip der Gerechtigkeit voll und ganz walten zu lassen, nicht genau kennen, so können wir uns doch von dem Vorhandensein einer logischen Thätigkeit und Wirksamkeit Gottes überzeugt halten, an sie ernsthaft glauben. Unsere Erkenntnis reicht mindestens so weit, dass uns dort, wo unser positives Wissen eine Grenze hat (z. B. bei dem Nachweise einer persönlichen Unsterblichkeit), der positive Glaube nicht zu verlassen braucht: der Glaube an die Güte, an die Gerechtigkeit des Ewig-Seienden, der Glaube endlich an jene Logik, welche wir aus uns selbst zu entwickeln und zu verstehen vermögen. Die Frage nach dem Grunde jeder Existenz hat aber für den sich selbst erkennenden autonomen Willen keinen Sinn mehr. Sowie der Wille sich als die Realität fühlt und erkennt, fällt diese Frage von selbst weg, und der „Philosoph" etwa, der sie doch noch stellt, oder der, welcher von der Unbegreiflichkeit seines höchsten Sittengesetzes noch redet, beweist nur, dass er, auch wenn er mancherlei Vernunftkritiken geschrieben hat, weder seine eigene Vernunft, noch das innerste Wesen seines eigenen Willens wirklich verstanden hat. Siehe Kant!

Kants kategorischer Imperativ zeigt eine merkwürdige, aber nach den Kant'schen Anschauungen und Methoden ganz selbstverständliche Ähnlichkeit mit seinem „Ding an sich"; es bleiben beide schließlich unerklärt, weil Kant die Realität des Seins (das Daseinsgefühl) nicht begriff, oder mindestens nicht zu deuten verstand. Kant ist wiederholt bis zu den letzten Dingen, zu den primären Attributen eines logisch Seienden vorgedrungen; diese aber als logische Attribute zu erkennen und zu begreifen, dass es da weiter nichts mehr zu erkennen und zu suchen gibt, vermochte nicht. Sein eigener kritischer Geist hinderte ihn daran, die übermäßige Fülle von Gedanken ließ ihn nicht ruhen, auch dann nicht, wenn er auf einer Höhe der Erkenntnis stand, von der er mit Ruhe und Befriedigung auf seine

eigenen Erfolge hätte herabblicken können. Er selbst hat seine herrlichsten Schilderungen immer wieder verdunkelt, einem Künstler ähnlich, der ein wohlgetroffenes Porträt so lange „verbessert", bis alle Ähnlichkeit verschwunden ist — was selbst den größten Meistern mitunter passiert sein soll.

Freilich steckt der Knoten, um dessen Lösung es sich bei Kant gehandelt hatte, recht tief im Wesen der Dinge; er ist nur für denjenigen zu lösen, der eine richtige Anschauung über das Weltprincip und ebenso über das Verhältnis desselben zur Welt besitzt. Hören wir aber einmal P. Vincenz Knauer, wie er über diesen Punkt denkt und schreibt. Er sagt (Seite 296): „Wir sind keine puren Geister, sondern sinnlich-vernünftige Wesen und darum durch Sinnlichkeit und Vernunft zumal bestimmt und angeregt. Des Menschen höchstes Gut kann darum nicht, wie der ethische Puritanismus will, Tugend, nichts als reine Tugend sein, sondern wie Kant will, dem man diesen ethischen Puritanismus beharrlich vorwirft,[1]) Tugend mit entsprechender Lust, ja, um keinem Zweifel Raum zu lassen, Tugend mit entsprechender sinnlicher Lust, oder beides mit einem Worte gesagt, Glückseligkeit."

Bezüglich dieser Lust spricht Knauer dann von einer „Doppelnatur", die der Mensch besitze. Wer gab uns aber eine solche? Offenbar kann sie nur vom Schöpfer verliehen sein, und schon daraus erhellt, dass er selbst in ihr wirkt und selbst an dieser Schöpfung ein besonderes Interesse gehabt haben müsse. Derjenige wird Gott am meisten Ehre erweisen, der Gottes Geist erkennt und mit Rücksicht auf das Ewig-Seiende, welches nur das Gute und das Logische zugleich sein kann, nachweist, dass die Schöpfung selbst eine streng logische ist.

P. Vincenz Knauer sagt ferner (Seite 297): „Wer soll sie begründen, die wundervolle himmlische Harmonie zwischen den beiden Ordnungen, der geistigen und der Sinnenwelt?" — Das, so antwortet uns Kant, kann offenbar „kein selbst zur Welt als deren Theil gehöriges und von ihm abhängiges Wesen", das ja als solches selbst

---

[1]) Dieser Vorwurf ist unter allen Umständen berechtigt, weil Kants Grundgedanke eben der ist, dass das Wesen der Sittlichkeit, deren oberstes Gesetz jedes Interesse irgend welcher Natur ausschließt (für Gott und die Menschen), darin besteht, eigentlich gar nichts zu wollen. Kant selbst modificiert zwar diese Begriffe, indem er sie vom rein menschlichen Standpunkt aus betrachtet, was aber an dem Principe als solchem nichts ändert.

unter der einen oder der anderen dieser Ordnungen steht, oder auch, wie der Mensch, unter beiden. Das kann nur ein Wesen, welches nicht die Wirkung, auch nicht die Synthese dieser beiden Ordnungen ist, sondern ihre gemeinsame Ursache, Schöpfer, Erhalter, Regent und Richter der Welt. Gott erweist sich demnach als ein ebenso unausweichliches Postulat der praktischen Vernunft, wie die menschliche Willensfreiheit und Unsterblichkeit."

Wir stimmen dieser Ansicht zwar bei, aber mit der Einschränkung, dass man deshalb noch nicht zu dem Schlusse kommen muss, zu dem Kant kommt und mit dem sich auch Knauer einverstanden erklärt. Kant schreibt nämlich in der Kritik der praktischen Vernunft: „Gleichwohl wird in der praktischen Aufgabe der Vernunft, d. i. der nothwendigen Bearbeitung zum höchsten Gute ein solcher Zusammenhang als nothwendig postuliert: wir sollen das höchste Gut, welches also doch möglich sein muss, zu befördern suchen. Also wird auch das Dasein einer von der Natur unterschiedenen Ursache der gesammten Natur, welche den Grund dieses Zusammenhanges, nämlich der Übereinstimmung der Glückseligkeit mit der Sittlichkeit enthalte, postuliert."

Wir fragen: Wie stimmt der Umstand, dass das höchste Gut (in diesem Falle die menschliche Glückseligkeit durch die Sittlichkeit) doch möglich sein muss, zu dem Verlangen des obersten Gesetzes der Freiheit und der Moral, dass jedes empirische Interesse als Motiv der Handlungen wegfallen müsse?

Diese beiden Forderungen lassen sich eben nicht vereinigen. Der Grund hiervon liegt übrigens nicht in der Sittlichkeit, welche in Wahrheit ganz möglich ist, sondern in dem Verlangen, respective in dem von Kant aufgestellten Princip des Gesetzes, welches einfach undurchführbar ist. Denn selbst die Befriedigung der eigenen Vollkommenheit kann keinen anderen Maßstab für die Beurtheilung nehmen, als das eigene unter allen Umständen sinnliche Leben, welches nur darin besteht, dass sinnliche Bedürfnisse befriedigt werden (z. B. der Hunger), während zugleich mit jeder empirischen Bedürfnisbefriedigung auch ein „empirisches" Lustgefühl verbunden ist.

Wir fragen weiter: Warum soll die Übereinstimmung zwischen Sittlichkeit und Glückseligkeit nur durch eine von der Natur „unterschiedene" Ursache bewirkt werden können? Kann es nicht eine höhere oder höchste Wesenheit derselben Wesenheiten geben, welche auch im Weltprocess thätig sind?

Der Mensch ist allerdings immer nur Erscheinung eines Ganzen und nie dieses selbst. Aber kann in ihm nicht das schöpferische Wesen mindestens irgend einem Grade nach doch vorhanden sein? Die Verschiedenheit liegt wohl hauptsächlich in der Beschränkung, in der graduellen Stärke der vorhandenen Attribute, welche Verschiedenheit durch die Causalität bewirkt wird. Kann nun diese durch die Causalität verursachte Beschränkung nicht irgendwie aufgehoben werden? Absolute Einheit, absolute Vollkommenheit kann allerdings nur ein weder zeitlich, noch räumlich, noch causal beschränktes Wesen aufweisen. Aber bewirkt denn nicht eben dieses die Causalität? Wirkt dieses Wesen nicht auch überall? Aus Gleichem wird nur Gleiches! Und in der That finden wir Grade der Vollkommenheit überall: im Grashalm ebenso, wie in der Mücke. Oder nicht? Worauf stützt sich der teleologische oder der physiko-theologische Beweis vom Dasein Gottes? Doch nur auf die Formvollendung und Zweckmäßigkeit, die wir in der Natur dem Grade nach überall finden.

Der Mensch soll — auch das behaupten Kant sowohl als Knauer — nur ein Theil der Welt sein, das schöpferische Wesen aber nicht! Haben wir denn keine Ideale der Schönheit und der Erhabenheit in uns? Woher nimmt der Künstler, der Dichter seine Ideale? Und woher kommt denn, so müssen wir da wieder fragen, jene innere Stimme, die gewissermaßen auch der kategorische Imperativ in uns selbst ist, von der schon Sokrates, Plato, Aristoteles und viele andere sprachen, und welche auch Kant und Knauer als absolut vorhanden annehmen? Wenn diese „göttliche" Stimme in uns ist, so ist eben Gott in uns, und würde diese Stimme uns stets nur den Rath geben, gar kein Glückseligkeitsmotiv zu berücksichtigen, so müssten wir Asketen sein, oder eigentlich den Willen zu leben aufgeben. Das Gute muss auch in der Welt anzutreffen sein, sonst hätte diese keinen logischen Sinn; in der Welt ist aber Leben, sie besteht nur aus Leben, d. h. aus der Wechselwirkung der logischen Attribute des Seienden, nämlich dem Willen zum Sein und dem Vorstellungsvermögen, welche beide, indem sie zu einer veritablen Einheit zusammenwirken, die Seele bilden, deren innerstes Bestreben und Wesen immer der Selbsterhaltungstrieb ist.

Wie inconsequent mitunter aber auch Philosophen besten Ranges sein können — zu diesen zählen wir P. Vincenz Knauer in der That, obschon wir eben im Begriffe sind, ihm Inconsequenzen nachzuweisen — wollen wir hier noch darthun, weniger deshalb, um diesen

Nachweis bezüglich P. Vincenz Knauers überhaupt zu führen, als darum, weil dieser Nachweis zur weiteren scharfen Beleuchtung der Kant'schen Anschauungen führen wird.

Eines der ältesten Probleme philosophischer Forschung bildet die Frage: Ist der Urgrund der Welterscheinung nothwendig ein einziger? Der Weltgrund ist sicher nur ein einziger und einheitlicher. Aber eben bei diesem Punkte gehen die Meinungen schon weit auseinander. Obgleich nun P. Vincenz Knauer den kategorischen Imperativ Kants richtig findet, nicht minder den Gottesbeweis, und obwohl er selbst ganz gewiss an den einzigen und einheitlichen Gott glaubt (was wir später noch aus seinen eigenen Worten erhärten werden), befreundet er sich doch mit den Herbart'schen Lehren und meint, der Monadismus habe den Monismus endgiltig besiegt. Es hängt nun freilich wie bei allen philosophischen Fragen davon ab, welchen Begriff man mit einem Worte verbindet; und beinahe jeder solche Name und Begriff zerfällt bei den Philosophen in „verschiedene Richtungen". Wenn man aber unter Monismus im allgemeinen die Lehre von dem absolut einheitlichen Weltprincip versteht, was uns richtig zu sein scheint, so bildet dann der Monadismus wieder die Lehre, der zufolge die Welt sich aus Monaden, nach Herbart speciell aus verschiedenen Monaden, entwickelt. Nun mag es richtig sein, dass eine Entwicklung im innerweltlichen Process in der That verschiedene Monaden zur Voraussetzung hat. Allein eben der Umstand, dass eine strenge Logik an der inneren Einheitlichkeit des Weltprincipes festhalten muss, zwingt uns zur Frage, ob denn dieses Verschiedene nicht doch durch einen uns nicht bekannten und inductiv nicht nachweisbaren Vorgang aus Einfachem zu entstehen vermag? Knauer und Herbart scheinen zu übersehen, dass die Voraussetzung, es müsse verschiedene Monaden gegeben haben oder überhaupt geben, sich schon auf den innerweltlichen Process, soweit uns derselbe in der Erfahrung bekannt ist, gründet, während das monistische Einheitsprincip sich das Weltprincip vor aller Erscheinung denkt. Herbart nimmt an, dass die Urmonaden Selbsterhaltungen des Seienden sind, dass sie aber schon in den verschiedenen Wirkungen verschiedene Formen begründen, woraus sich dann kreisförmige, ellipsenförmige &c. Monaden nachweisen lassen, welche in ihren Beziehungen untereinander verschiedene Wirkungen hervorbringen, denen auch verschiedene Anschauungen und „Bilder" folgen, welche dann zur Ursache der Entstehung oder Bildung verschiedener Körper werden.

Wir fragen aber: Sollen diese in gewisser Beziehung richtigen Vorstellungen vom Werden nicht durch noch einfachere ersetzt werden können? Soll es nicht möglich und zugleich logisch sein anzunehmen, dass das einheitliche Weltprincip, das Seiende an sich, eine Thätigkeit einleitet, z. B. von einem X-Punkte aus, durch welche dann eben durch die Beziehungen auf diesen Punkt aus der einfachen Potenz (die man dem Willen als solchen zuschreiben muss), jene verschiedenen Gebilde hervorgehen, aus denen sich die verschiedenen „Realen" (wie Herbart seine Urmonaden nennt) ableiten lassen? Wenn es eine oberste und zwar logische Einheit des Weltprincipes gibt, so ist die Sache ja im voraus entschieden! Die Vielheit kann dann nur aus der Einheit des Seienden hervorgehen, und es handelt sich nur mehr um das „Wie"? Die Annahme einer wirklichen Schöpfung aus „nichts" lassen wir hier beiseite; aber selbst diese Annahme würde schließlich an der Thatsache nichts ändern, dass es immer ein einheitliches Princip ist, welches die Welterscheinung bewirkt. Es würde dann nur die Frage wieder auftauchen: Warum rief dieses Princip verschiedene Monaden aus dem „Nichts" hervor? Wären solche verschiedene Monaden nicht ebenfalls wirkliche Geschöpfe des einheitlichen Schöpfers? Wir begreifen in der That nicht die Bedenken, welche sich der Annahme einer Entwicklung aus Einfachem immer entgegenstellen. Wir sind von der Einheitlichkeit des Weltprincipes voll überzeugt, wir glauben unbedingt an das geistige Vermögen dieses Principes, wir sind aber auch von der absoluten Wichtigkeit des Principes der Persönlichkeit voll überzeugt, welches verlangt, dass das Einheitlich-Seiende das Vermögen besitze, sich auf sich selbst zu beziehen, weil nur in dieser Art die Realität gewonnen werden kann. Auch der Gott, den ich denke, muss wollen und vorstellen können, und wenn wir dem Weltprincip die volle Freiheit des Willens vindicieren, so müssen wir ihm auch das absolute Vorstellungsvermögen zugestehen. Kann dieser Wille aber nur das Gute wollen, was wir ja annehmen müssen, so kann auch seine Vorstellung nur die beste sein. Bewirkt ein solches Wesen, welches, wie Kant sagt, Verstand (so nennt er das, was eigentlich Vorstellungsvermögen ist) und freien Willen besitzt, eine Welt der Vielheit, so kann die Causalität seines Wollens nur die sein, dass aus ihr die Vielheit hervorgeht. Die Bewirkung eines causalen Thätigkeitsfactors ist die That („Wunder" nennt es gelegentlich auch Schopenhauer), welche wir zwar inductiv nicht direct nachweisen können, welche wir aber logisch als logische That annehmen müssen und begreifen können.

Wir verwerfen einen Pantheismus, welcher die Welt aus vielen Kräften, oder aus vielen „Realen“ &c. ohne weitere Beziehung auf das Ewig-Seiende entstehen läſst und dann sagt: Die Welt ist Gott! Er ist unlogisch durch und durch. Wohl aber ist die logische Annahme die, daſs dieses Ewig-Eine sich selbst die Welt der Vielheit entgegenstellt, sie wirklich aus sich bildet, wobei es logisch absehbar und begreiflich wird, daſs in jedem mit Vernunft begabten Wesen jene heilige Stimme vorhanden ist, auf welche schon viele Philosophen (und auch Kant und Knauer) hingewiesen haben. Diese Stimme ist auch unser Richter, sie ist der Gottesfunke selbst, der als reines Weltprincip auch im Menschen existiert. Er ist auch das Band, welches uns mit dem Ewigen verknüpft, was wir glauben, auch wissen und berücksichtigen sollen, ungeachtet dessen, daſs wir dieses Band in inductiv-empirischer Weise nicht nachweisen können.

Wir halten strenge fest an der Gottesidee, welche auch die Idee der Einheitlichkeit des Weltenprincipes ist, wir wissen aber auch, daſs die Erscheinungswelt die logische Folge der logischen Einheit ist. Diese existiert immer, sie ist der außerräumliche, außerzeitliche, causalitätslose Grund des Daseins der Welten. Diesen bewirkt aber die reale Welt, weil er ohne sie nie vollkommen wäre, oder weil diese Vollkommenheit ohne Welt nie Ausdruck finden würde.

Auch Knauer glaubt an diesen Gott, an den persönlichen Gott. Um dies kurz zu erweisen, wollen wir hier aus seinem Werke (Die Hauptprobleme der Philosophie) jene Worte anführen, welche er bei Besprechung der Hamerling'schen Anschauungen über den „Allwillen“ am Schlusse anführt. Es heißt dort (Seite 407): „Auch die Ergebung in den Allwillen hat ein bedenkliches Kopfschütteln erregt, da man in diesem eine neue Auflage von Schopenhauers „blindem Weltwillen“ zu sehen glaubte. Sie, meine Herren, haben gesehen, daſs die Philosophie Robert Hamerlings direct gegen diesen plan- und ziellosen blinden Weltwillen gerichtet ist. Ich glaube darum hierüber kein Wort verlieren zu sollen. Wohl aber möchte ich nochmals hier betonen, daſs es nach Hamerlings „Atomistik des Willens“ keine Accidenz ohne Substanz, kein Wirken ohne Wirkendes, daher auch kein Wollen ohne ein reales Wollendes gibt und geben kann. Wie nun das im „Allwillen“ bethätigende Reale zu benennen sei, darüber hat sich Hamerling aus einer mir selbst nur zu begreiflichen Scheu, das theologische Gebiet zu betreten, nirgends ausgesprochen. Wenn aber der Gläubige anstatt „Ergebung in den Allwillen“ etwa sagen will

„Ergebung in Gottes heiligen Vaterwillen", so hat Hamerling dagegen nicht das geringste einzuwenden. Ich kann das mit voller Bestimmtheit sagen, bin von Hamerling selbst dazu autorisiert."

Diese Erklärung, welche P. Vincenz Knauer in seiner Vorlesung gewissermaßen im Namen Hamerlings öffentlich abgab, ist in mancher Beziehung merkwürdig, ja vielleicht sogar denkwürdig, sofern diese Erklärung gewissermaßen einen Schlussstein zur ganzen Hamerling'schen Philosophie bildet. Vor allem ist eines merkwürdig: Warum scheut sich Hamerlings zu sagen, dass dieser Allwille, als Einheit betrachtet, wirklich Gott ist? — Wir müssen hier auf einen Mangel hinweisen, den wir in früher (in diesen Blättern und auch in anderen) erschienenen Kritiken über die „Atomistik des Willens" schon ausgesprochen haben. Er besteht darin, dass weder Hamerling noch andere Philosophen, z. B. auch Kant und Knauer, das Princip der Persönlichkeit genügend würdigten oder überhaupt erkannten. Dieses Princip ist aber nachweisbar, einerseits in der Erkenntnis, dass real nur das ist, was empfinden und sich seiner Empfindung bewusst werden kann, anderseits in der Einsicht, dass der Vorgang, um den es sich dabei handelt, in der Fähigkeit des Weltprincipes bestehen muss, eine Vorstellung von sich auf sich zu beziehen. Das heißt, der Allwille muss sich seiner selbst wahrnehmbar werden in der Vorstellung von sich — weshalb das Weltprincip, wenn es real sein soll, den Willen zum Sein und das Vorstellungsvermögen besitzen muss. Eben diese tiefe logische Einsicht bildet den einzigen Gottesbeweis, der möglich, ja unumgänglich und absolut richtig ist.

Diese innerlich logische Einheit und ihre Einsicht ist der Brennpunkt jeder Philosophie und jeder Wissenschaft, zugleich aber auch das absolute Hindernis einer monadistischen Philosophie, respective einer Lehre, welche darthun will, dass die Welt etwa aus verschiedenen „Realen" bestehen könne. Die Atomistik des Willens ist richtig; das Atom ist aber nur die logische Primärform des Einzig-Seienden, und das wirkliche Werden, Geschehen, alle Bewegung und alle Causalität kann nur als Folge jener That aufgefasst werden, durch welche das einheitliche und einzige Weltprincip (Gott) die Vielheit aus sich schafft und bewirkt; Raum, Zeit, Causalität sind in ihm, dem Princip, und die Aufgabe einer streng logischen Philosophie besteht in dem oben angeführten Nachweise für die Wichtigkeit des Principes der Persönlichkeit und für das Wie, d. h. die Art und Weise, wie der Übergang aus dem absolut Einzigen gedacht werden kann.

Das Vorstellungsvermögen ist das rein geistige Attribut alles Seienden, und aus dem Umstande, dass dieses auch in den beinahe unendlich kleinen Atomen des Willens in irgend einem Grade vorhanden ist, erklärt sich die Welterscheinung. Diese aber ist das Gebiet, auf dem der Wille thätig sein kann.

Der Gottesbeweis beruht also einerseits auf der tiefen Empfindung vom Sein, anderseits auf der möglichen Erkenntnis: 1. dass das Seiende, um zu sein, zwei logische Attribute besitzen muss, 2. auf der Einsicht, dass es nur ein Logisch-Seiendes und auch nur einen zureichenden Grund des Seins geben kann und 3. auf der Erkenntnis, dass die Attribute des Seienden als logisches Correlat das Princip der Persönlichkeit besitzen, oder dass das Seiende nur durch das Princip der Persönlichkeit real sein kann, weil nur die Wahrnehmung des Seienden von sich selbst Empfindung und Bewusstsein ermöglichen.

Die Beweise dieser richtigen Erkenntnis blieb uns Kant schuldig, und eben deshalb bleiben seine Voraussetzungen wirklich nur solche, obschon sie sich als logische Postulate irgend eines Seienden wirklich und zwar bedingungslos beweisen lassen.

Der Gottesbeweis ist also einerseits allerdings nur ein subjectiver, insofern er auf reiner Empfindung vom Sein fußt; er wird aber objectiv in dem Augenblick, wo wir unser Erkenntnisvermögen richtig gebrauchen, wo wir das Seingefühl mit dem Erkenntnisvermögen selbst in Verbindung setzen. Diese Verbindung ist aber möglich, sie ist das Band das uns mit dem Ewig-Seienden verbindet, und eben diese Thätigkeit des Seienden in uns ist „Vernunft“. Diese gibt es für uns und für jeden, der tief genug zu empfinden, klar genug zu denken vermag, d. h. der seine Empfindung von sich mit Hilfe seines Erkenntnisvermögens richtig zu übersetzen versteht. Die ältesten und schwierigsten Probleme der Philosophie sind lösbar, sobald man sich klar wird über die Möglichkeit eines Seienden sowohl, wie eines Seins desselben, d. h. über den Umstand, dass die Empfindung immer und überall das Kriterium der Realität ist, und dass diese Empfindung von Bedingungen abhängt, die für uns erkennbar sind. „Dualismus“, „Pantheismus“, „Monotheismus“, „Materialismus“, „Spiritualismus“ ꝛc. sind nur Schlagworte für gewisse philosophische Anschauungsrichtungen, welche aber alle in gewisser Beziehung einseitig sind; der Schlüssel zur Wahrheit oder zur richtigen Weltanschauung ist nur dort zu finden, wo wir ihn suchten, in der wahren Empfindung vom Sein und in der Erkenntnis der logischen Attribute eines Seienden

und seiner logischen Wirkungsart. Gott ist das Seiende, und zwar außer- oder überweltlich betrachtet, die ewige, unveränderliche Einheit und als solche auch aller Grund des Seins: ewige Empfindung, ewiges Leben. Das Reich der Ideen (Daseinsformen) ist aber ein unendliches in Gott, und die höchste, im Weltprocess mögliche Befriedigung (Seligkeit) schließt gewissermaßen die Entwicklung ab mit der Übereinstimmung des Endlichen mit dem Unendlichen, d. h. mit der vollen Empfindung des Geschöpfes von seiner innerlichen Einheit mit dem Schöpfer, dem Ewig-Seienden, Unveränderlichen. Diese Empfindung und ihr Bewusstsein ist das höchste erreichbare Ziel im innerweltlichen Process und wird es immer bleiben, ungeachtet dessen, dass die Formen wechseln und sich ins unendliche fortentwickeln können. Aber auch der Mensch (obschon seine Daseinsform gewiss nicht die vollendetste im Weltprocess sein wird), der den Geist des wahren Gottes erkannt hat, kann selig sein im Bewusstsein des ewigen Lebens, dessen er sicher ist. Eben darauf wird sich die tiefe, geistige Ruhe gründen, mit der die Gerechten oft unter günstigen Umständen ihrer Auflösung entgegensehen. In der Stunde des Todes fühlen und wissen sie sich eins mit Gott!

P. Vincenz Knauer sprach sich diesbezüglich auch in ähnlichem Sinne aus; die Mängel der Kant'schen Philosophie aber erkannte auch er nicht, oder er wollte sie nicht erkennen — was wir hier nicht weiter erörtern.

Kant war ein überaus genialer Denker, aber doch ein von dem Geiste seiner Zeit, noch mehr von dem mit seiner innersten Natur verwachsenen kritischen Geiste zu sehr beeinflusster Mensch. Er hat die wichtigsten Probleme der Philosophie erfasst, viele Wahrheiten erkannt, seine eigenen Einsichten aber nur zu oft durch seinen übermäßigen Kriticismus selbst wieder getrübt; er verstand sie eben deshalb auch nicht mit voller Klarheit, Schärfe und Präcision wiederzugeben. In mehreren Punkten war er sich aber selbst nicht vollkommen klar. Er erkannte zwar die Positivität des Willens zum Sein; als einziges und allein actives Attribut des Seienden, als logisches Attribut irgend eines Seienden stellte er ihn nicht auf, denn er konnte sich von dem dualistischen Gedanken nicht vollständig losmachen, und dass alle sogenannten Naturkräfte Wille und nichts als Wille seien, lehrte er nicht. Er verkannte das Wesen des inneren logischen Gegensatzes des Willens, die Intelligenz, und anstatt sie als primäres Vorstellungsvermögen zu kennzeichnen, theilte er die Vernunft in eine reine oder theoretische und in eine praktische Vernunft, und den Verstand, der wieder der logische

Gegensatz des Vorstellungsvermögens, sofern dieses Einbildungskraft (Imagination) ist, zerlegte er in Kategorien der Erkenntnis, während er einfach die Fähigkeit ist, die bereits existierenden Erscheinungen zu beurtheilen und zu begreifen, soweit sie von der Causalität bewirkt werden. Er erkannte zu wenig die Wichtigkeit des Principes der Persönlichkeit, was zur Folge hatte, dass er die Lehre nicht aufstellte: Nur was sich seiner selbst wahrnehmbar und bewusst werden kann, ist real!

Eben deshalb fiel Kants Gottesbeweis nicht scharf genug aus; er wird bedingt und abhängig gemacht von Vorstellungen, über deren absolute Logik er keine Beweise erbringt, obschon diese Vorstellungen als logische auch logisch beweisbar sind. Seine Ethik aber steht in der Luft. Sittlichkeit und Freiheit erkennt er an als logische Postulate eines autonomen Willens. Dass dieser aber die Realität, der Kern alles Seienden, Schöpfer und Bewirker des Weltprocesses ist, dass die ewige Schöpfung daher einzig und allein die logische Folge der Existenz dieses Willens ist, und dass der kategorische Imperativ, der in dem zur Vernunft gelangten Geschöpfe wirkt, ebenfalls nur Folge des Grundes ist, so zwar, dass auch die Erkenntnis von ihm auf bedingungslosen Thatsachen und Wahrheiten beruht, fiel ihm nicht ein zu behaupten und zu beweisen. Das Gefühl des Seins hatte Kant wohl — es richtig zu deuten verstand er nicht, und demnach redet er von einer „Sittlichkeit" und einer „Freiheit", die nirgends existieren, von einer „Heiligkeit" des Willens, die im Process nicht möglich ist, weil die Causalität, die wir kennen, nur den Weltprocess bewirkt, wir aber eine andere, etwa nur für die „intelligible" reine Geisterwelt bestimmte, nicht kennen. Er übersieht, dass die Liebe zum Sein es ist, welche das Weltprincip (Gott), sowohl innerweltlich als außerweltlich gedacht, thätig sein läſst, dass eben darum der logische zureichende Grund des Seins und der Weltschöpfung vollständig zu erkennen ist, auch vom Menschen, der sich durch die Empfindung von dieser Liebe wirklich zur Seligkeit zu erheben vermag. Das sind die Hauptmängel des Kant'schen Systems.

Ein Seiendes, eine Thätigkeit desselben, Liebe und Hingebung zum Sein und selbst volle Entäußerung des eigenen Wesens ohne allen Zweck gibt es nirgends, weder innerweltlich noch außerweltlich. Das Gute um seiner selbst willen zu thun hat für jedes vernünftige Wesen nur dann einen Sinn, wenn dadurch ein logisches und reales Ziel verfolgt und erreicht wird. Selbst das vollkommenste Wesen muss innerlich befriedigt sein können — es wäre anderenfalls nichts weniger

als „vollkommen", ebenso wenig auch real. Die Existenz von Erscheinungswelten beweist schon mehr als zur Genüge, dass sie nothwendig sind.

Die wahre Sittlichkeit für uns liegt in der Erkenntnis des ewigen Gottes, welcher selbst die Liebe ist; sie liegt in der vollen Hingabe an den Weltprocess — denn Gott hat ihn eingeleitet; sie liegt in der Bethätigung dieser Liebe zum Sein und in der Liebe zu Gott, dem ewigen Grund alles Seins. Gott ist das Gute, und dieses zu lieben ist allerdings unsere Pflicht, nicht deshalb aber, weil ein innerlich unbegründetes „Gesetz" (welches uns „unbegreiflich" sein soll) es uns befiehlt, sondern deshalb, weil Gott das Gute in der That ist, weil er unser Sein bewirkt, und zwar von Ewigkeit in alle Ewigkeit.

Der kategorische Begriff ist lebendig in uns und wir können, sollen und müssen voll erkennen, was er ist: Der Funke Gottes in uns, der uns mit Gott verknüpft, das Band, welches uns mit ihm verbindet, die Brücke, welche zwischen ihm und uns besteht. Unserer Überzeugung nach ist er die logische Folge unseres Seins; für Kant, obschon er ihn aufstellte und als logisches Postulat der Freiheit des autonomen Willens erklärte, war und blieb er eine „Unbegreiflichkeit"! Eben darin liegt der Unterschied zwischen unserer und der Kant'schen Weltauffassung und eben darin liegt die Ursache unseres Tadels, wie auch jenes Tadels, den Robert Hamerling aussprach: Kant hat wohl das richtige Gefühl vom Sein gehabt, es richtig zu deuten verstand er nicht.

Jener Heiligkeit aber, von der Kant spricht und welche nur in einer Art empfunden und begriffen werden kann, ist allein das Weltprincip als Einheit fähig. Wenn dieses aber auch die Welten der Vielheit aus eigenem Bedürfnisse bewirkt, so beruht es auf der logischen Liebe zu sich selbst und zu den Geschöpfen, die eben durch die Selbstentäußerung in einer Welt der Vielheit Bethätigung findet. Nicht um die Verneinung alles Wollens und Seins handelt es sich da, sondern um eine Hingabe zum Zwecke einer Formenbildung, durch welche ein reales und zugleich ideales Dasein ermöglicht werden soll. Die volle Heiligkeit im Sinne Kants könnte nur in einem Reiche des reinen Vorstellungsvermögens (gewissermaßen Ideenreich — Platos Gedanke —) zu finden sein; könnte ein solches aber gedacht werden, so würde die Realität eines solchen Reiches doch nur in der Hingabe an den potenziellen Willen bestehen. Keinesfalls aber könnte,

selbst die Möglichkeit eines willenlosen, rein geistigen Ideenreiches zugegeben, die logische Nothwendigkeit eines realen Weltprocesses etwa durch diese Möglichkeit aufgehoben gedacht werden, weil nur dieser auch den Willen zu befriedigen geeignet ist, jenen Willen, welcher ein logisches Attribut jedes Wirklich-Seienden ist und überall vorhanden sein muss. Und sehen wir nicht in der That den Weltprocess vor uns?

Der aufmerksame Leser dieser Abhandlung über Kant und seine Verehrer wird nun wohl in der Lage sein selbst zu beurtheilen, ob Hamerlings Tadel sowie der unsere bezüglich einiger der wichtigsten Lehren Kants berechtigt ist oder nicht; wir denken, dass diese Berechtigung durch jene eigenen Worte Kants schon begründet ist, mit denen er die „Unbegreiflichkeit" des obersten Gesetzes der Moral und der Freiheit verkündigt. Wie sehr aber dieser übermäßig kritische Geist Kants der ganzen weiteren Entwicklung der Philosophie, ihrem Geiste und ihren Wirkungen geschadet hat, kann derjenige ermessen, der diese genau studiert und begriffen hat. Die Philosophie ist eine Wissenschaft, und eben sie wäre berufen, einerseits stets einen Abschluss der jeweiligen wissenschaftlichen Gesammtarbeit herzustellen, anderseits die Leuchte zu sein auf jenen Wegen, welche zu weiteren Fortschritten führen können. Kants außergewöhnliche Denkkraft wäre berufen gewesen, die deutsche Philosophie auf eine ähnliche, aber jedenfalls noch höhere Stufe der Achtung und des Einflusses zu erheben, deren sich die griechische zeitweilig zu erfreuen hatte. Dadurch aber, dass Kant seine besten Einsichten theils in scholastischer Manier (wie z. B. den verklausulierten Gottesbeweis) gab, oder sie theils selbst wieder ins Problematische zog, hat er die Auswüchse der späteren deutschen Philosophie möglich gemacht, ja selbst die Anregung hierzu gegeben und dann auch den sogenannten exacten Wissenschaften die Handhabe geboten, die philosophische Disciplin überhaupt als schädlich hinzustellen. Die deutsche Philosophie — von Leibnitz bis Wolf — war auf dem besten Wege, unumstößlichen Wahrheiten dauernd Bahn zu brechen; das andauernde Streben Kants, die Philosophie in rein methodologischer Art zu behandeln, sie gewissermaßen jeder Erfahrung entgegenzustellen und sie aller Empirik, zu der auch das Wollen als reale Kraftpotenz gerechnet werden muss, zu entkleiden, führte zu jenem oft rein formalen, an Pedanterie streifenden Denkprocessen, denen schließlich der positive Inhalt mangelte. Wenn man seinerzeit Leibnitz den Vorwurf machte, dass er zu seiner Seele den Leib nicht finden konnte,

so könnte man Kant den ähnlichen Vorwurf machen, dass er zu seinem Denken nie das eigentlich Denkende (das Subject) fand. Dass unter diesen von Kant theilweise selbst geschaffenen Umständen seine späteren Versuche, reformatorisch auf positive Religionssysteme einzuwirken, fehlschlagen mussten, ist daher mehr als begreiflich. Niemand tauscht gerne hölzerne Schwerter für eiserne ein. Die tiefe und reine Empfindung, auf der ja doch zumeist alle Religionen der neueren Zeiten begründet sind, ist aber in diesem Falle das Eisen, dagegen bedingte und verklauselierte, schließlich gar noch „unbegreifliche" Postulate, Einsichten und Lehren sind das Holz! Nur ebenso tief empfundene, wie vollkommen logisch bewiesene Wahrheit hätte da der Stahl sein können. Solchen zu schmieden verstand Kant nicht, was jeder Unbefangene ungeachtet aller Anerkennung für Kants enorme Denk- und Geisteskraft, zugeben wird.

Empfindung und ihr Bewusstsein sind die Kriterien der Realität. Beide zu heben bis zur möglichsten Vollendung in menschlichen Daseinsformen ist die hohe Aufgabe der Philosophie! Nur positive und tiefe Weisheit wird der Philosophie als Wissenschaft jene Stellung erringen und dauernd befestigen, welche sie einnehmen muss, wenn sie ihren Zweck erfüllen soll, der da ist: Die Leuchte zu sein für die Menschheit auf dem Wege des Fortschrittes.

Geistiges Leben in Österreich und Ungarn.

Neue österreichische Epik und Lyrik.

Wilhelm Schriefer: „Österreichische Romanzen." Karl Konegen, Wien 1896. — Maximilian Ritter von Hoen: „Gisela." Eine Geschichte aus der Zeit der Eroberung Ungarns durch die Magyaren. Karl Konegen, Wien 1896. — R. Rolff (Therese Thonner): „Unter Buchen und Birken." Gesammelte Dichtungen und Übersetzungen. Karl Konegen, Wien 1895. — Fritz von Holzhausen: „Gruß aus Österreich." Reinhold Mahlau, Frankfurt am Main 1897. — Ferdinand Wittenbauer: „Der Narr von Nürnberg." Ein Lied aus deutschem Mittelalter. Karl Konegen, Wien 1896. — Derselbe: „Jung Unnutz." Schelmenlieder. Karl Konegen, Wien 1897. — Karl Habermann: „Ze Garten." Ein deutscher Sang am Gardasee. E. Pierson, Dresden, Leipzig und Wien 1895. — B. Carneri: „Sechs Gesänge aus Dantes göttlicher Komödie." Deutsch und eingeleitet mit einem Versuch über die Anwendung der Alliteration bei Dante. Karl Konegen, Wien 1896.

Es hat immer Dichter gegeben, welche mit Begeisterung den Beruf eines Heroldes der Vergangenheit ergriffen. Die großen Ereignisse und Thaten der Vorzeit berauschten ihren Sinn, und sie flüchteten gerne aus einer Gegenwart, welche sie beunruhigte und demüthigte, in jene Tage, auf denen der volle Glanz erträumter Größe ruhte. Sie entwarfen der Mitwelt ein Bild der Kraft, der sittlichen Höhe oder der vollendeten Kunst einer schöneren Vorzeit, und dem Vorwurfe, die Gegenwart zu verkennen oder den Forderungen des Augenblickes nicht gerecht zu werden, begegneten sie schließlich mit dem schönsten Geschenke: mit der Wiedererweckung alter Kräfte, mit dem Hervorzaubern einer neuen Culturepoche, deren Wurzeln in dem ewig fruchtbaren Boden der Vergangenheit haften. Freilich zu der Höhe einer solchen poetischen Kraft haben sich nicht viele Dichter erhoben; aber in einer Zeit, wo der Dichter sich immer seltener der Darstellung vergangener Epochen zuwendet, wo er, mitgerissen von dem Kampfe der Gegenwart, nur dann in dieser selbst am besten zu wirken glaubt, wenn er sich ihr ganz gefangen gibt, sind auch bescheidenere Versuche, die Vergangenheit wieder aufleben zu lassen, freundlich zu begrüßen.

Zwei Werke liegen mir vor, welche in Stunden freudiger Erinnerung an vergangene Tage entstanden sind. Sie entnahmen den Stoff der Geschichte unserer österreichisch-ungarischen Monarchie und

haben daher das Recht ein größeres Interesse von uns zu beanspruchen. Das eine, „Österreichische Romanzen" von W. Schriefer, gilt mehr Österreich, das andere, „Gisela" von M. R. v. Hoen, Ungarn. Sie haben nicht den Zweck, ein künstliches Gefühl des Patriotismus hervorzurufen, wir glauben an die Echtheit ihrer Begeisterung für die große Vergangenheit und folgen gerne ihrer Führerschaft. Man ist dem Patriotismus, wie vielem anderen heutzutage, scharf zu Leibe gegangen; man sprach ihm einerseits jeden Gehalt, andererseits die Berechtigung ab. Aber wo ein Dasein in einer festgefügten, geordneten und sittlichen Gesellschaft wurzelt, wird auch der echte Patriotismus immer vorhanden sein. Ihn zu pflegen wird immer eine edle Aufgabe bleiben.

„Ich sehe von der Ahnen größ'rem Volke
Viel größer aufgefasst des Daseins Streit,
Und während dies mein Herz voll Glut bewundert,
Erfrisch' ich mich daran für mein Jahrhundert."

So ruft der Dichter der österreichischen Romanzen in dem Prologe aus, den er seinem Werke vorausschickt. Die Bewunderung vergangener Tage macht ihn zum Dichter. Er entwirft in seinen Romanzen, deren Stoff er sich aus den Ereignissen holt, soweit sie sich entweder auf österreichischem Boden abspielten, oder der Geschichte des österreichischen Staates angehören, eine Reihe von Cultur- und Geschichtsbildern des deutschen Volkes seines Vaterlandes. Er vertheilt die Gedichte in drei Gruppen: „Bilder aus der Vorzeit", „Babenberger Periode", „Unter dem Hause Habsburg".

Aus der ersten Gruppe wäre das „Markomannische Kinderlied", welchem das allbekannte Motiv des Thränenkrügleins zugrunde liegt, wegen seines einfachen, rührenden Tones hervorzuheben, sowie das Gedicht „Der Ister", das überhaupt zu den gelungensten der Sammlung gehört. Im breiten Flusse der Nibelungenstrophe, welche auf eine sehr glücklich gewählte Weise dem Leser sofort eine innige Beziehung zwischen Form und Stoff ins Bewusstsein bringt, besingt der Dichter altes Heldenthum, Geschichte und Wiener Kunst bis auf unsere Tage. In diesem Gedichte zeigen sich die Begeisterung für das Vaterland und das Talent, episch zu gestalten, in schönster Weise verbunden. Es fehlt leider an Raum, dasselbe hier wiederzugeben. Eine oder die andere Strophe anzuführen, kann ich mir jedoch nicht versagen.

„Ihn lernte Volker singen, der in der Hunnen Reich
Noch sang, als er sich nahe schon sah des Todes Streich;
Reinmar führt' er vom Elsass und Walter aus Tirol
Zur Burg des Kahlenberges, wo hell ihr Singen scholl.

Des Isters frohes Jauchzen den Walzerklang gebar!
Die Zauberworte Raimunds entlockten eine Schar
Von frischen Märchenelfen dem Strand, wo Schuberts Lied
Weit scholl in alle Ferne, kerndeutsch in dem Gemüth."

Und die beiden Schlussstrophen:

„Drum zieh' nur stolz, mein Recke, die Friedensstraße hin,
An der die besten Garben des Menschengeistes blüh'n,
Und kommst Du übers Marchfeld, wo einst mit kühner Hand
Held Karl dem Welttyrannen den Nimbusglanz entwand,

So grüße mir den Löwen, der dort im Halbschlaf ruht,
Von neuen Schlachten träumend auf alter Siege Blut.
Wenn einst der Zukunft Weckruf ihn seinem Traum entrafft,
Soll er auch wachend finden Altösterreichs Heldenkraft."

Auch der Gestalt und Culturarbeit Severins sind einige Gedichte gewidmet; ob aber Faviana, wie der Dichter in einer Anmerkung nachzuweisen sucht, wirklich nicht in der Gegend von Pöchlarn oder Mautern zu suchen, sondern mit Vindomina zu identificieren ist, dürfte doch nicht so leicht festzustellen sein, als es der Verfasser glauben macht.

Aus der zweiten Gruppe, welche die Stoffe der Babenbergerzeit entnimmt, möchte ich das Gedicht „Leopold der Glorreiche" hervorheben, welches das Lob des Fürsten und die Liebe seines Volkes zu ihm besingt. Eine schöne Begabung zeigen die beiden Legenden „Die Himmelspförtnerin" und „Der Mantel des Heiligen". Die erste erzählt, wie die junge, lebensfrohe Pförtnerin im Kloster zu St. Agnes von der Sehnsucht nach dem Weltleben erfasst wird, das Kloster verläßt, während die Mutter Gottes ihre Stelle vertritt, und wie dann das Weltkind schließlich reuig zurückkehrt und von Maria die Schlüssel wieder in Empfang nimmt. Es ist eine anmuthende, liebliche, echt christliche Legende. Tragisch ist die andere: Eine Mutter liegt im Sterben; sie möchte so gerne noch einmal den Mantel des heiligen Johannes küssen, wie sie es sonst so oft gethan hatte. Aber sie ist ans Bett gefesselt und muss auf die Erfüllung ihres Wunsches verzichten. Da, während die Mutter in Schlaf verfällt, eilt der Sohn zur Kapelle des Heiligen und nimmt mit frevelhafter Hand den Mantel hinweg. Er eilt nach Hause, aber statt die Mutter zu beglücken, stürzt er sie durch seine Schändung des Heiligen in tiefstes Entsetzen. Während sie selbst stirbt, eilt er zu der Kapelle zurück, und sinkt vor Johannes todt zusammen.

Die dritte Gruppe führt uns bis auf unsere Tage herauf. Wien und seine Bürger treten stark in den Vordergrund. Voll glücklichen Humors und dramatischer Lebendigkeit ist „Mathias Corvin und die Wienerinnen". Von tiefem, rein empfundenem Gehalte ist „Maria Theresia in Schönbrunn". Die große, edle Kaiserin trifft eines Tages auf ihrem Spaziergange in Schönbrunn ein armes Weib, das auf einer Bank sitzend seinem weinenden Kinde die durch Not und Entbehrung allzu karg gewordene Brust reichen will. Aber sie ist nicht mehr imstande, ihr Würmlein zu stillen. Die Kaiserin, von Mitleid ergriffen, spendet der Armen „einen Beutel Gold".

„Was nützt das Gold, was alles Gold der Erde
Voll rothem Schein, färbt es sich nimmer weiß
Und fließt es, dass es gleich der Nahrung werde,
Die in der Brust erstarrte mir zu Eis!
Der Kaiserkrone lieg' ich hier zu Füßen —
Nun zeig' sie einmal ihre hohe Macht
Und lasse meinem Kind die Nahrung fließen,
Eh dass mein Schmerz so Gott wie Thron verlacht!"

„Gebt her das Kindlein!“ tönt es mild und leise
Vom Mund der Kaiserin. Dem niedern Weib
Entnimmt den Säugling sie in linder Weise
Und presst ihn an den jugendstarken Leib;
Und selig trinkt er niegefühlte Labe
Aus einem Kelch, durchstrahlt von Rosenschein,
Die köstlichste, die kaiserlichste Gabe
Heimst ahnungslos das Kind des Volkes ein.“

Aus diesen Versen offenbart sich gewiss eine ebenso edle, feine Empfindung, wie volle poetische Kraft.

Lenau ist in einem Gedichte „Die Hütte im Blutfeld“ verherrlicht und charakterisiert. In die neueste Zeit herauf führt das letzte Gedicht der Sammlung, „Franz Josefsland“, das mit den schönen Worten schließt:

„Einstens kommt die Zeit, ihr kühnen Ringer, o verzaget nicht,
Wo es überall wird thauen, wo des Eises Kruste bricht.
Ob auch Tausende erfolglos ihren Tod im Streben fanden,
Ob auch Tausende von Opfern an ersehnter Küste stranden,
Euer Hoffen wird belohnet, das euch nimmermehr verließ,
Und ihr findet hinter Eis und Wüsten euer Paradies!“

Aus allem, was ich bisher über die „Österreichischen Romanzen“ sagte, mag bereits hervorgegangen sein, dass Schriefer über ein schönes Talent verfügt. Ich habe freilich nur die gute Seite seines Buches bisher berührt. Ich kann nicht verschweigen, dass einige Gedichte wohl besser weggeblieben wären, da sie entweder inhaltlich oder formell höhere Ansprüche nicht erfüllen. Da neben so ausgezeichneten Proben seines Talentes so minderwertige stehen, kann ich mir das nur in der Weise erklären, dass die einzelnen Gedichte hinsichtlich der Zeit ihrer Abfassung etwas weit auseinander stehen mögen. Ein so formloses, nichtssagendes Gedicht wie „In Askese“, welches Verse enthält, wie

„Ob ich auch nur einen Blick begehrte
Ihrer Augen, deren Reiz mich zehrte“

u. dgl., hätte Schriefer mit strengerer Selbstkritik ausmerzen sollen. Auch hinsichtlich des Reimes erlaubt sich der Dichter Gewaltthätigkeiten. Besonders scheut er nicht Reime wie Thaten — laden, Leiden — Streiten, Saiten — weiden, die jedes feinere Ohr verletzen müssen. Die Dichtkunst ist doch auch eine Kunst, und derjenige, welcher den Anspruch erheben will, uns zu gefallen und ernst genommen zu werden, darf sich nicht über die einfachsten ästhetischen Grundlagen seiner Kunst hinwegsetzen. Hoffen wir, dass Schriefer, dessen poetischer Veranlagung noch genug Stoff zu Gebote steht, in einem neuen Werke sich in jener Bahn befinde, auf welche seine besten Romanzen hinweisen, und welche ihn des Namens eines Dichters würdig zeigen.

Ein formell interessantes Werk ist der historische Roman „Gisela“ von Maximilian Ritter von Hoen. Er ist nämlich ohne Versgliederung in jambischem Rhythmus geschrieben, wodurch es dem Verfasser einerseits leichter wird, in einem mehr poetisch gefärbten Stile zu verbleiben, wodurch aber auch andererseits die Gefahr der Eintönigkeit nicht ganz vermieden werden kann. Warum diese Form gewählt wurde,

kann ich nur vermuthen. Wenn der Dichter überhaupt von Anfang an die Absicht hatte, dem Stoffe eine epische Form zu geben — ich wäre fast geneigt zu glauben, dass er an ein Drama dachte — so waren ihm nur zwei Wege offen: Das Werk entweder in Prosa oder in Versen zu schreiben. Warum wählte er nicht die Prosa? Die Handlung spielt in den ersten Anfängen eines werdenden Staates, für die wir keine streng geschichtliche Überlieferung besitzen und deren Culturgehalt wir nur in spärlichem Ausmaße erschließen können. Dem Dichter stand kein Sprachschatz zugebote, den er etwa wie Freytag in den ersten Bänden seiner „Ahnen“ zu kunstvoller Neuschöpfung hätte heranziehen können. Er mochte sich in einem Widerstreite zwischen der Forderung historischer Treue und der Schwierigkeit, sie zu erfüllen, befunden haben. Da bot sich ihm der Vers als glücklicher Ausweg. Die Prosa zieht doch, so frei sie den Schriftsteller von den Fesseln der Form macht, der Phantasie gewisse Schranken. In die schöne, prächtige Kleidung des Verses lässt sich jede Zeit stecken, wenn nur sonst der Dichter es vermag, uns in die richtige Stimmung zu versetzen. Man denke etwa an Webers „Dreizehnlinden“. So dürfte sich der Verfasser der „Gisela“ ursprünglich für die Abfassung des Romanes in Versen entschieden haben, es schwebte ihm ein stolzes Epos vor Augen — da bedachte er die Ungunst der Zeiten, den verlorenen Sinn für epische Dichtung in Versen, und er war schwach genug, kleinmüthig zu werden; er schloss ein Compromiss zwischen Vers und Prosa und versuchte, sich die Vortheile beider zunutze zu machen. Es ist möglich, dass ich mit meinen Vermuthungen auf falscher Fährte bin. Ich ließe mich gern eines anderen belehren. Aber die Frage, warum ein Werk gerade in dieser und nicht in einer anderen, ebenfalls sehr naheliegenden Form abgefasst worden sei, ist wohl keine müßige; denn aus ihrer Beantwortung leitet sich die weitere Frage ab: Hat der Dichter es verstanden, seine Absicht zu erreichen?

M. v. Hoen will uns in seinem Roman jene Zeit vor Augen führen, in welche der Anfang des ungarischen Staates fällt, die Zeit, da die Magyaren nach einer langen Reihe von Kämpfen und Wanderungen sich unter Árpáds Führung in dem heutigen Ungarn zu festem Wohnsitze niederließen. Man muss zugeben, dass es dem Verfasser, der mit großer Begeisterung die Vergangenheit aufleben lässt, gelungen ist, ein lebendiges Bild jener rauhen Zeit des Kampfes zu geben. Aber es muthet uns doch etwas von unreifer, kindlicher Auffassung an, dass einem weltgeschichtlichen Ereignisse von so hervorragender Bedeutung eine Liebesaffaire als ursächliche Grundlage dienen muss. Und dennoch könnte man andererseits gegen diesen Vorwurf den Einwand erheben, dass dem Epos des Homer sowie dem der Nibelungen, in welchen doch nicht minder große geschichtliche Ereignisse verarbeitet sind, das treibende Motiv einer Liebesgeschichte eigen ist. Gerade dieser Umstand würde uns bei M. v. Hoen den echten Dichterblick für die Elemente eines großen nationalen Epos zeigen, wäre nicht der Verfasser doch zu sehr in das Fahrwasser jener schon etwas sehr alterthümlichen Romane ge-

rathen, welche jedes historische Ereignis in der Sentimentalität und Leidenschaft eines Liebespaares aufgehen lassen möchten. Und da komme ich auch wieder auf die Form zurück.

Hat sie dem Dichter geholfen, seine Absicht zu erreichen? Ich glaube nicht. Man kann es nicht leugnen, dass die Phantasie des Dichters eine lebendige ist, und dass sie in sehr glücklicher Weise componiert hat. Die Motive sind klar, und an mannigfachen Fäden fehlt es nicht, um ein ordentliches episches Gewebe zu liefern. In dieser Hinsicht kann ich nur loben. Aber der Rhythmus benimmt dem Werke die Kraft einer charakteristischen Prosa, welche jedem Überflusse an Worten leichter entgangen wäre, er verleitet den Dichter zur jambischen Weitschweifigkeit und ist, halb in Nüchternheit stecken bleibend, nicht imstande, dem Ganzen doch einen hellen poetischen Glanz zu verleihen. Hätte der Dichter sich zu einem oder dem anderen entschließen können, ich glaube, es wäre für das Werk nur von Vortheil gewesen. So hat ein schöner Gehalt nicht seine entsprechende Form gefunden, wenngleich ich nachdrücklich betonen möchte, dass das Werk immerhin eine nicht zu verwerfende Talentprobe bedeutet. Nebenbei bemerke ich noch, dass ein guter deutscher Schriftsteller die Befehlsformen „vernehme" und „vergebe" (sogar im „Vaterunser", S. 296), nicht anwenden wird.

„Unter Buchen und Birken" ist die Sammlung von Dichtungen und Übersetzungen betitelt, welche R. Rolff (Therese Thonner) zum Verfasser haben. Die Dichterin weilt nicht mehr unter den Lebenden. In einem unglücklichen Augenblicke hat sie im Jahre 1892 an sich selbst Hand angelegt. Franz Thonner, ein Bruder der Dichterin, veranstaltete die vorliegende Sammlung und setzte hiemit seiner Schwester das schönste Denkmal, welches Liebe zu ersinnen vermag. Denn das Herrlichste, was man einem geliebten Verstorbenen erweisen kann, bleibt doch immer das Bemühen, das Edle und Schöne seiner Seele, die nicht mehr unter uns weilt, der Nachwelt treulich zu überliefern. Von einem Dichter, der sein letztes Lied gesungen hat, spricht man anders als von einem werdenden; jede Hoffnung auf Blüten seines Geistes ist mit ihm begraben, und das edelste Ringen nach dem Ewig-Reinen kann uns nur ein wehmüthiges Gedenken erwecken, wenn nicht dieser Kampf, sei es auch nur durch ein einziges Werk, sich ein Fleckchen Unvergänglichkeit erobert hat. Und so muss uns auch bei Therese Thonner das schmerzliche Gefühl beschleichen, dass hier eine edle, mit feiner und tiefer Empfindung begabte Frau die Welt verlassen hat, ohne für den mannigfachen Drang ihrer Seele die rechte Melodie gefunden zu haben. Unreifes und Reifes, Tiefes und Kindisches, Originelles und auf der Heerstraße Zusammengelesenes, alles dies wirbelt in buntem Tanze uns aus ihrem Buche vorüber. Und gerade die Pietät des Bruders, welche nichts von ihrem Schaffen vermissen will, verhindert die Möglichkeit, einen reinen Eindruck zu gewinnen. Einen Dichter lernt man nur aus seinem Besten schätzen; aus Werken, die er nicht besser und schlechter macht als tausend andere, lernt man seine Individualität nicht kennen. Ein bisschen Original muss doch jeder Dichter sein, wenn er diesen

Namen noch verdienen will. Und an dem fehlt es Therese Thonner nicht. Einzelne von ihren lyrischen Gedichten zeigen uns, wie stark dieses kämpfende Frauenherz zu empfinden fähig war, und dass ihr ein Gott gab, zu sagen, was sie leide. Zum Beweise führe ich eines ihrer schönsten Gedichte an (S. 119):

Unglückliche Liebe.

Ich möchte wahrlich keine Thränen missen
Von allen, die ich einsam um Dich weinte,
Nicht einen Stachel, der dies Herz zerrissen,
Kein bitt'res Wort, das mich zu kränken meinte.

Wenn einst, o klagende Erinnerungen,
Nicht euer trübes Echo mir verbliebe,
Dann wär' mit euch mein bestes Sein verklungen,
Denn ach, mein Schmerz ist eins mit meiner Liebe.

Gerne möchte ich noch eines oder das andere aus ihrem Liederbuche hieher setzen, wenn es der Raum gestattete; so will ich den Leser auf das Buch selbst verweisen und den Wunsch aussprechen, dass Therese Thonner derselben Liebe, welcher sie die Herausgabe dieser Sammlung verdankt, auch eine kleine Blütenlese der besten Gedichte verdanken möge; es wird ihrem Andenken nur dienen können.

Humor, Witz und Fröhlichkeit begegnen uns in Verse gekleidet überhaupt nicht gar zu oft, namentlich nicht in der deutschen Literatur. Umso willkommener sind uns jene munteren Geister, welche nicht nur zu sagen wissen, was sie leiden, sondern welche auch den Scherz und die Freude des Lebens in Worte zu fassen vermögen. Da habe ich auf zwei liebenswürdige Talente hinzuweisen: Auf Fritz von Holzhausen, der in seinem „Gruß aus Österreich" einige herzlich lustige Töne anschlägt und Ferdinand Wittenbauer, der in seinem „Jung Unnutz" und in dem Epos „Der Narr von Nürnberg" das Leben voll Sonnenschein und Jugendlust, dunklen Gewalten und tragischen Verhängnissen wiederspiegeln läßt. Allerdings die Fröhlichkeit Holzhausens und Wittenbauers möchte ich besser nicht in einem Athem nennen. Ersterer sendet einem Vetter nach Frankfurt seinen Geburtstaggruß, und der Gast will ergötzen und unterhalten; da kommt es vor allem darauf an, mit schlagendem Witze zu wirken. Unstreitig wird Holzhausen die Lacher auf seiner Seite haben. Aber die harmlose Fröhlichkeit und der Witz seiner leichten Verse klingen doch zu sehr an den bekannten Ton der „Fliegenden Blätter" an, um ernstlich für Poesie genommen werden zu können. Einige Gedichte, welche nicht in das Gebiet des Grotesk-Witzigen fallen, zeigen eine feine, anmuthende lyrische Begabung. Dem Bändchen sind auch ein paar Gedichte eingestreut, welche von dem Vater Fritz von Holzhausens herstammen. Sie verrathen eine sinnende, nachdenkliche und ernste Natur. Das Einleitungsgedicht des Büchleins „Auf der Öd'" weist uns auf die Spuren, hinter welchen Holzhausen einhergeht. Scheffels Ton läßt sich nicht verkennen.

Tiefer und, wenn ich so sagen darf, philosophischer ist die Fröhlichkeit Wittenbauers. Im Jahre 1896 erschien sein Epos „Der

Narr von Nürnberg", 1897 sein Bändchen Gedichte „Jung Unnutz. Schelmenlieder". Hat das Epos ein ganz ungewöhnliches Talent der Erfindung und der Gestaltungskraft bewiesen, so lernen wir in den Schelmenliedern einen trefflichen Lyriker kennen. Freilich auch diese Lyrik ist nicht zu originell, die Burschenfröhlichkeit und der kecke Übermuth gegen die Schulweisheit sind nicht mehr allzu neue Weisen; indessen tragen diese Lieder eine solche Lust des Fabulierens und Jubelns, eine solche Fülle des echten lyrischen, musikalischen Empfindens in sich, dass man sich gerne einen Augenblick stiller Muße ihnen gefangen gibt. Sein Epos, das feinen Humor mit tiefster Tragik verbindet, zeichnet sich ebenso durch eine schöne, gewandte Sprache, als durch treffende Charakteristik und vor allem durch künstlerische Composition aus. Schade nur, dass das tragische Ende allzusehr ins crasse Schauerliche ausklingt. Auch verstimmt es doch ein feineres Gemüth, den Pater Hilarius gar so schurkenhaft gemein charakterisiert zu sehen. Aber davon abgesehen gehört die Dichtung zu jenen wenigen deutschen Epen der neuesten Zeit, welche sowohl inhaltlich als formell ein bleibendes Interesse zu erwecken imstande sind.

Neigt Wittenbauer in der Auffassung der Natur den Romantikern zu, so tritt uns in Habermann ein Lyriker entgegen, welcher classisches und modernes Empfinden der Natur gegenüber zu vereinigen bestrebt ist.

„Goldnes Land! Du Land der Väter!" Diese Worte des Tiroler Dichters Adolf Purtscher setzte Karl Habermann seinem Sonettenbüchlein „Ze Garten. Ein deutscher Sang am Gardasee" als Motto voraus. Am Gardasee, wo Goethe aus der classischen Schönheit der Natur so bedeutende Eindrücke für seine Iphigenie empfangen hatte, wo er mit der ganzen Kraft seiner schönheitsuchenden Seele jene Stimmung gewann, welche Iphigeniens Worte charakterisieren: „Und an dem Ufer steh' ich lange Tage — Das Land der Griechen mit der Seele suchend", sind auch diese wunderschönen Sonette Habermanns entstanden. Auf ihnen ruht der sonnige Glanz des Südens, der Zauber einer farbenreichen, üppigen Natur, welche von jeher auf das deutsche Gemüth mit einer unglaublich befreienden Macht gewirkt hat. Es klingt aus ihnen das schöne, seltene Glück jener Tage, wo ein menschliches Herz in gesteigerter, alles Gewöhnliche überragender Empfindung dahinlebt, wo die Phantasie aus allem, was uns umgibt, eine künstlerische Welt zu schaffen vermag, wo der Dichter nach einem Spaziergange mit einem Schatz von Liedern heimkehrt, so leicht gefunden, wie etwa ein Kind vom Felde die Blumen wegpflückt. In dieser reinen Stimmung schuf Habermann seine Sonette. In edler Sprache, aus welcher der Hauch einer schönen Natur weht, mit dem ganzen Reichthume von Motiven, welche sich immer wieder darbieten, wenn eines Künstlers Seele von seinem Gegenstande bis ins Innerste erfüllt ist, schildert er die ihn umgebende Welt und seine Empfindungen. Hermann Gilms unvergleichlich schöne Sonette scheinen nicht ganz ohne Einfluss auf Habermann gewesen zu sein. Auch zu Adolf Pichler, dem er ein Sonett

widmet, läſst sich durch die Freimüthigkeit seiner Gedanken ein Verhältnis finden. Im übrigen ist jedoch eigenstes Empfinden und Natur in einen wunderbaren Zauberkreis reichlichster Wechselwirkung gebracht. Die ausgesprochene Subjectivität solcher Dichtungen darf freilich auf kein großes Publicum rechnen. Doch der Lyriker von heute muſs ja im vorhinein auf einen größeren Lesekreis verzichten können. Wenn er nur überhaupt Freunde findet! Wollte man aus der großen Zahl der Sonette Habermanns eines auswählen, um ihn durch sich selbst zu charakterisieren, so wird es kaum möglich sein, eines zu finden, welches das Wesen des ganzen Büchleins darstellen könnte. Um nur eines wenigstens dem Leser vorzuführen, wähle ich das folgende (S. 14):

Al tempo del rosignuol.

Schuf die Natur aus erdenfremden Stoffen
Den Leib dir? — Doch gewiegt vom Engelsarme
Blieb deine Seele fern dem Menschenschwarme,
Im großen Auge liegt der Himmel offen.

Und wen ein Blick aus diesem Aug getroffen:
Unsäglich wird er weich vor süßem Harme;
Du bleiches Kind, dass noch dein Herz erwarme!
Wie jammert mich dein sanft geduldig Hoffen.

Du lächelst still und schmiedest Zukunftspläne,
Im Herzen muß, dem schleichenden Verderben
Entgegenlauschend, bergen ich die Thräne.

Mit Rosenhauch sich deine Wangen färben,
In Lüften tönt der Wanderschrei der Schwäne — —
O nur im Lenz am Gardasee nicht sterben!

Mit der herrlichen Natur des Gardasees, welchem Habermanns Sonette gelten, ist auch für immer der Name des größten italienischen Dichters verbunden, welcher selbst den See in unsterblichen Versen geschildert hat. So mag sich denn auch an die letzte Besprechung passend diejenige eines Buches anreihen, welches sein Dasein dem großen Florentiner verdankt.

Dante, dessen „Göttliche Komödie“ schon so oft theils ganz, theils stückweise in das Deutsche übersetzt wurde, reizte auch unseren Carneri zu einem Versuche der Übertragung. Carneri übersetzte sechs der berühmtesten Gesänge dieser Dichtung. Wenn wir fragen, worin das Bedeutende liege, welches dieser Übersetzung neben den vielen anderen deutschen eine kräftige Daseinsberechtigung zu geben vermag, so kommen zwei Gesichtspunkte in Betracht, von denen Carneri ausgegangen ist. Er wollte den Versuch machen, erstens in seinen Terzinen jeden Hiatus zu vermeiden, zweitens die formellen Eigenschaften des Danteschen Verses auch dadurch so viel als möglich im Deutschen widerspiegeln zu lassen, dass er auch auf die bisher unbeachtet gebliebene Anwendung der Alliteration im Originale, worauf er selbst als der erste aufmerksam gemacht hat, Rücksicht nimmt. Es ist klar, dass das Bestreben, bei den ungeheuren Schwierigkeiten, welche Dante jedem Übersetzer bietet, diese beiden Absichten zum Ausdrucke zu bringen, die Sache noch bedeutend erschwert. Die Schönheit des Danteschen Werkes, der oft beinahe unergründliche

Tiefsinn seiner Gedanken, die classische Prägnanz seiner Worte, dazu die strenge, für die deutsche Sprache durch die fortwährende Forderung eines dreifachen Reimes fast unnachahmliche Form des Gedichtes: das sind so niederdrückende Fesseln für den Übersetzer, dass er, wäre er er noch so sehr begeistert, immer wieder erlahmend niedersinken und wie verzweifelnd dem so hohen Fluge der Phantasie des Dichters nachblicken wird, für den es überhaupt keine Schwierigkeit zu geben scheint. Obwohl wir einige gute Übersetzungen der „Göttlichen Komödie" besitzen, können wir doch sagen, dass es keiner gelungen ist, in allem ihrem Vorbilde gerecht zu werden. Diesem wieder um einen Schritt näher zu kommen, und zwar durch genauere Anpassung an die Form desselben, das ist die Absicht Carneris; sie in den sechs Gesängen theilweise erreicht und damit abermals ein Muster hingestellt zu haben, ist sein Verdienst. Ich sage „theilweise"; das ist kein Vorwurf, wenn man sich die oben geschilderten Schwierigkeiten der Übertragung vor Augen hält. Auch Carneri selbst, der sich in seinem Werke als ein feiner Kenner Dantes zeigt, wird sich der mangelnden Kraft bewusst sein, die nicht ihm, auch nicht der deutschen Sprache, sondern jeder fremden Sprache diesem Originale gegenüber eigen ist. Wenn er, wie er in der Vorrede sagt, den Ton der Dichtung in ihren ergreifendsten Stellen treffen wollte, so brauche ich nur z. B. auf die Übersetzung des sechsten Gesanges des Fegefeuers (Sordello) hinzuweisen: Die Gedanken, angelehnt an das Original, quellen wie aus eigenem Bronnen aus der Seele des Übersetzers hervor, und eine originale Glut des Zornes und des freien Geistes weht uns aus diesen deutschen Terzinen entgegen. Im einzelnen sind natürlich manche Schönheiten des Vorbildes verloren gegangen. Der Reim fordert seine Gedankenopfer. „Soli eravamo e senz'alcun sospetto" erzählt Francesca dem Dante. „Einsam und fern dem Argwohn wie dem Trügen" übersetzt Carneri. Die verführende Kraft des Soli eravamo, die wunderbare Schönheit des Ausdruckes, sie verschlang die Nothwendigkeit des dritten Reimes. Aber wegen ihrer edlen Sprache, der kunstvollen Form, des pathetischen Tones darf diese Übersetzung zu den besten gerechnet werden, welche Dante der deutschen Literatur einverleibten. Dazu kommt noch das Mehr an Kunst, das sie den anderen Übersetzungen gegenüber aufzuweisen hat.

Wenn Carneri den Versuch gemacht hat, jeden Hiatus zu vermeiden, so nehmen wir das als einen sehr wünschenswerten technischen Grundsatz für unsere Metrik entgegen. Die deutsche Dichtkunst liegt, was die äußere Form anbelangt, sehr in Argem, wenigstens in der Neuzeit. Wir haben keine sicheren unvermeidlichen Grundsätze des Reimes, wie sie wenigstens noch die mittelalterliche classische Dichtung besaß. Wir haben keine sicheren Erkenntnisse metrischer Forderungen, und was den Hiatus anbelangt, so fällt es überhaupt nur sehr wenigen Dichtern ein, auch über ihn ein wenig nur zu grübeln. Unsere ganzen metrischen Gesetze sind in der Praxis nur auf einem instinctiven musikalischen Sprachgefühl aufgebaut. Das mag für die Freiheit des Dichters große Vortheile bieten, es ist aber auch anderseits nicht zu leugnen,

dass darin eine große Gefahr für die Verkennung einer nothwendigen Kunsttechnik liegt. Zum Theile mag daran wohl schuld sein, dass für unsere ästhetische Erziehung im Grunde genommen sehr wenig gethan wird. Alles beinahe wird der Individualität und der Selbstbelehrung überlassen. Nur so ist es zu erklären, dass so viele poetische Erzeugnisse auf den Markt gebracht werden, denen, abgesehen von der dichterischen Kraft, wegen ihrer gänzlichen Vernachlässigung der Kunsttechnik jeder Anspruch auf Beachtung zurückgewiesen werden muss. Wer den Hiatus nicht zu vermeiden trachtet, beraubt sich des Mittels eines unvergleichlichen Wohllautes. Große Dichter haben ihn auch theils mit, theils ohne Absicht, nicht selten vermieden. Man denke an Goethe. Nicht zuletzt in der Vermeidung des Hiatus beruht der wunderbare Klang seines Gedichtes „Mignon“ oder „Der Sänger“. Im ersten Gedichte haben wir nur in dem Refrain: „Kennst du es wohl (. . . ihn wohl)“ und in „Du armes Kind“ eine Vernachlässigung desselben. In dem zweiten Gedichte ist der Hiatus nur an drei Stellen unbeachtet geblieben; dabei steht jedesmal ein unbetontes „zu“ im Hiatus. Ich glaube, das gäbe genug zu denken. So müssen wir also auch der Übersetzung Carneris das Zeugnis ausstellen, dass sie der deutschen Dichtersprache durch die Beachtung dieses Grundsatzes nur Schönheit, Wohlklang und Kraft zugeführt hat.

Der zweite Gesichtspunkt, unter dem die Übersetzung Carneris zustande kam, ist die Annahme, dass Dante die Alliteration angewendet habe. Carneri warf eine Frage auf, welche bisher noch von keinem Danteforscher gemacht wurde, und welche gewiss einen neuen Zweig an dem unendlichen Baume der Danteforschung hervortreiben wird. In der Einleitung zu seinem Werke setzt Carneri seine Beobachtungen auseinander, und ich für meinen Theil gestehe, dass mir da durch den Blick eines glücklichen Beobachters etwas geoffenbart wurde, was vielleicht schon mancher bei dem Lesen Dantes dunkel gefühlt haben mochte, ohne sich der Sache bewusst zu werden. Alliterationen, wie:

> Quanti dolci pensier quanto disio
> Meno costoro al doloroso passo!

oder:
> Cacciando il lupo e i lupicini al monte
> Per che i Pisan veder Lucca non penno,

welche durch andere nicht wenige und verwickeltere Beispiele noch ergänzt werden könnten, weisen wohl die Annahme eines Zufalles zurück. Dabei möchte ich auch noch auf die Assonanz, wie sie uns besonders in dem zweiten oben angeführten Verse entgegentönt, und welche unleugbar an sehr vielen Stellen vorhanden ist, hinweisen. Bei Dante, der wie kein zweiter Dichter der Welt in seiner Komödie ein architektonisches Kunstwerk von unglaublicher Systematik geschaffen hat, worüber man nur nachlesen wolle, was Scartazzini in seiner neuesten Dantebiographie S. 203 ff. über diesen Punkt anführt, ist ein Zufall beinahe ausgeschlossen. Freilich durch Absicht allein hätte kein Mensch einen bis ins kleinste so festgefügten Bau, wie ihn die göttliche Komödie darstellt,

auszuführen vermocht. Es kommen da dichterische Kräfte in Betracht, über die eigentlich noch sehr wenig gedacht wurde. Wenn bei dem Dichter das Associationsvermögen der Gedanken in einer ganz besonders hervorragenden Weise vorhanden ist, so ist es nicht minder das Associationsvermögen hinsichtlich der Mittel, welche die äußere Form und den Ausdruck betreffen. Hätte Dante in jedem einzelnen Falle die Alliteration gesucht, er hätte bei der ungeheueren, tiefen Anlage seines Werkes zur Vollendung desselben die Ewigkeit Gottes gebraucht. Es musste in ihm jedes Wort die unmittelbar associierende Kraft haben, eine ganze Reihe gleich anlautender oder gleich vocalisch gefärbter Wörter aufzuwecken, und dann wählte sein Geist wie der Blitz, mit der Kraft des plötzlich erfassenden Genies. Wir sehen da abermals in eine unergründliche Tiefe dieses unvergleichlichen Dichters. Gesetze, welche ihn etwa Ort und Wort wählen ließen, werden sich vielleicht durch genauere Forschungen noch finden lassen. Carneri hat, wo es ihm bei den sonstigen Zügeln, die er sich anlegte, möglich war, auch der Alliteration seines Originales Rechnung getragen. Auch in dieser Hinsicht ist ihm manche schöne Wirkung geglückt. Im großen und ganzen aber, glaube ich, hat für uns die Alliteration, wenn sie nicht geradezu ein Mittel der malenden Sprache ist, heute wohl ihre alte Kraft verloren.

Wien. Camillo V. Susan.

Österreichisch-Ungarische Dichterhalle.

Fabel.

Aus dem Polnischen des Julius Roger übersetzt von Robert Braune.

Gottschee.

Es koset um die Rose
Ein bunter Schmetterling
Und glaubt, ob seiner Liebe
Erglüh' das zarte Ding.
Du irrest, bunter Falter,
Gib auf die Hoffnung all:
Die Rose ist erröthet
Aus Lieb' zur Nachtigall!
Mit nichten, Philomele,
Ein andrer gilt ihr mehr:
Die Rose liebt ein Sternchen,
Das glänzt vom Himmel her!
Doch fiel' auf ihre Blätter
Dies Sternlein jäh herab,
Wär' alle Lieb' zerstoben,
Die Rose sänk' ins Grab.
Trotzdem liebt jede Rose
Wie ein verwöhntes Kind
Nur Schemen, die da leuchten —
Und unerreichbar sind.

Schade!

Aus dem Polnischen des Adam Asnyk übersetzt von Robert Braune.

Schad' um die Blumen, die welken in Klüften,
Niemand erfreuend mit Blüten und Düften.
Schad' um die Perle im Schoße des Meeres,
Um die Begeistrung der Jugend für Leeres.
Schad' um die Träume, in Nebel zerronnen,
Schad' um die Opfer, womit nichts gewonnen.

Schad' um den Wunsch, den Erfüllung nicht krönte,
Schad' um das Lied, das für niemand ertönte.
Schad' um den Mann, den nicht stählten die Gluten,
Und um die Herzen, die zwecklos verbluten.

Die Wunde.

Aus dem Polnischen des K. Brodziński übersetzt von Robert Braune.

Als mich jüngst ein Bienchen stach,
Kam Feinslieb zu mir und sprach:
„Gib den Finger! Die Beschwerde
Heilt ein bisschen kühle Erde."
Ob die Herzenswunde, frug
Ich sodann, die sie mir schlug,
Auch nicht früher heilen werde,
Bis darauf die kühle Erde?

Der verhasste Schwiegersohn.

Erzählung aus dem Kalotaszeger ungarischen Volksleben.

Aus dem Ungarischen der Etelka v. Gyarmathy übersetzt von Dr. Heinrich v. Wlislocki.

Budapest. (Schluss.)

Frau Erzsók trat in die Stube; Gyuri warf Reisig auf den Herd und entfernte sich lautlos.

Gewiss will auch Erzsók mit der Alten sprechen, denn sie bringt ihr ebenfalls Reisig, obwohl die Hitze schon betäubend ist; auch sie setzt sich zur Alten nieder, streichelt liebkosend die Katze und spricht dann:

„Was habt Ihr, Urahne, so lange Zeit hindurch mit meinem Schwiegersohne gesprochen?"

Die Alte war immer gar wortkarg der jungen Frau gegenüber gewesen; sie konnte sich mit jener gewissen Ähnlichkeit nie befreunden, und dann war sie damit gar bald im reinen, dass diese Frau den Gatten, ihren einzigen, theueren Enkel, nur geduldet, aber nie geliebt und das that ihrem Herzen oft und oft gar weh. Auch jetzt antwortete sie kurz:

„Wir sprachen über dies und jenes; er erkundigte sich nach lauter alten Leuten. Er hat die Katze auch gern, er streichelte sie . . ."

Nun, wenn er die Katze gestreichelt hat, dann wollte er etwas von dieser Alten erfahren, dachte die junge Frau. Mein Gott, was mag das wohl sein? Aber die Alte begann wieder in tiefes Brüten zu versinken, ward wieder taub und antwortete auf zehn Wörter kaum mit einem.

Inzwischen gieng der junge Wirt in den Stall, und als er fühlte, dass ihn niemand sehe, da strich er sich über den heißen Kopf und sagte mit zurückgehaltener Stimme: „Einen Burschen liebten beide! Und die eine ermordete den Burschen . . . das ist ja schrecklich! Ob die schöne Mutter oder die andere die Mörderin war? Sollte es nur die andere

gewesen sein! Ei . . . Dummheit, was geht es mich an, welche die Mörderin war!" . . . Er will nicht mehr daran denken! Und doch dachte er von nun ab stets an die beiden Schwestern und an die beiden noch lebenden schönen Frauen. Selbst während der Arbeit wiederholte er sich immer und immer nur das eine: Einen Burschen liebten beide! Bei solcher Gelegenheit zuckte er zusammen, sein Hirn glühte, sein Blut siedete; aber er wollte sich es doch einreden, dass dies alles nicht wahr sei. Und dann liebt ihn ja die Bori nicht, sie hat ihn ja eines Reicheren wegen verlassen; und daran kann er nicht denken, dass ihn seine Schwiegermutter liebt! . . . Nein, nein, daran kann ja ein ehrlicher Mensch nicht denken! . . .

Aber wie heiß, wie feurig kann jene Frau blicken, wenn sie sich vergisst! . . . Hat sie wohl auch auf einen anderen je so geblickt?

Doch der feurige Blick wurde behutsam; die Witwe will nimmer, nimmer so auf ihn blicken; jener Mann ist ja der Gatte ihrer Tochter, ihr Sohn . . . nein, nimmer! Und wenn sich während des Speisens bei irgendeinem Gegenstande ihre Hände zufällig berührten, da flammte das Antlitz der Witwe sogleich auf, was sie zu verbergen suchte, indem sie entweder etwas zu Boden fallen ließ, oder aufstand, um Wasser zu holen. Gyuri bemerkte dies alles recht gut, und sein Herz gab dann mit mächtigem Pochen ein Lebenszeichen von sich: „Hier bin ich! Ich will die Freuden der Jugend genießen! . . Bst, ruhig! Solange ich noch Herr meines Verstandes bin, verführst Du mich nicht!" Und stolz und mürrisch warf er seinen Kopf zurück. Als gegen Abend die Witwe in die Kirche gieng, denn sie war auf einmal eine fleißige Kirchenbesucherin geworden, und seine Gattin mit dem Kruge zur Quelle eilte, um Wasser zu schöpfen, da schlich Gyuri zur Alten hinein.

„Urahne, welche von den beiden schönen Frauen war die Mörderin?"

Die Alte sah mit stierem Blick empor.

„Lieber Sohn, hast Du den Verstand verloren? Wie wenn Du slovakisch sprächest, so wenig verstehe ich Deine Worte!"

Ja freilich, sie haben vor einigen Tagen darüber gesprochen, und nun bestürmt er damit die Alte! Er entschuldigt sich und sucht den Faden jener gewissen Erzählung wieder aufzunehmen, die Alte jedoch versetzt sich wieder dahin, wo es einst so gut war, in ihre längstverrauschten Jugendjahre. Aber Gyuris Herz wird nicht leichter: die Urahne der Bori und seiner Schwiegermutter war die Mörderin gewesen . . . ei, was geht ihn das eigentlich an? Und er schüttelt trotzig seinen Kopf und glaubt wieder, dass ihn die ganze Sache nichts angehe.

❦

„Auf dieser weiten Welt kann niemand so glückselig sein, wie ich es bin!" dachte bei sich die kleine junge Frau. Und gegenwärtig gab ihr Grund zu dieser großen Glückseligkeit der Umstand, dass sie im Hofe dem Gyuri begegnet war, der, um gleichsam sich selber es zu beweisen, dass ihn jene gewisse andere Sache gar nichts angehe, das Antlitz seiner kleinen Frau zärtlich gestreichelt hatte. Erzsi achtete in ihrer großen Seligkeit nicht darauf, dass nach einem trockenen Hüsteln ein

Tropfen Blut auf ihre Lippen stieg; dies eigenthümliche Hüsteln schreckt jedoch die Urahne auf, sie lässt ihren Stab zu Boden fallen und blickt stier um sich herum: „Mein Gott! Also wieder! Ich glaubte, dass es so etwas nimmer geben werde; aber die ist ja auch ein Bosza-Sprössling!“ . . . Von dieser Zeit an gewann die Alte ihren Scharfsinn zurück: solange dies Kind hier weilt, mögen wir zusammenbleiben! . . .

„Urahne, was hat Euch so erschreckt?“ fragt die kleine junge Frau zärtlich.

„Komm' näher heran, Erzsi . . . Du hast Dich erkältet, Du hustest? Nicht wahr, nachts ist es Dir gar heiß?“

„Mir fehlt gar nichts, Urahne, ich bin nur ein wenig müde und mag das Essen nicht, aber das Wasser schmeckt mir! Deshalb gehe ich immer selber zur Quelle, denn dort ist das Wasser sehr kühl . . . das schmeckt mir, das kühlt mich ab.“

Von Tag zu Tag aß die junge Frau weniger, trank indes desto mehr und ward immer schmächtiger. Die Mutter war zwar von ihren eigenen Gefühlen sehr in Anspruch genommen, aber sie bemerkte es doch, dass ihre Tochter immer schwächer ward, und sprach mit ernstem Blick zu ihrem Schwiegersohne:

„Du musst ohnehin Rinder zu Markte treiben, besuche dann auch den Doctor, und theile ihm die Lage Deiner Frau mit!“

„Was fehlt ihr denn?“ fragte erstaunt Gyuri.

„Du kannst es ja sehen, dass sie abzehrt wie die brennende Kerze; sie mag das Essen nicht, ist immer durstig, hustet zuweilen . . . das alles erzähle, und verlange eine Arznei!“

„Der hilft schon keine Apotheke mehr!“ murmelte leise die Alte.

Als der Schwiegersohn vom Markte heimkehrte, fragte ihn gleich die Mutter:

„Hast Du Arznei gebracht?“

„Nein. Der Doctor hat gesagt: Das ist eine Krankheit junger Frauen; man soll sie schonen! Darauf klopfte er mir auf die Schulter und fragte, wann ich hinaus auf die Hochwiese ziehe? Die junge Frau solle ich aber zuhause lassen . . . dann sei das Übel gehoben! Dies sagte er.“

Während dieser Rede blickten sie einander nicht an, und beide waren gleichmäßig aufgeregt; die Witwe sah auch gleich nach ihrer Arbeit; der junge Mann kehrte seinen ganzen Groll gegen sich selber, als er seine schmächtige kleine Gattin sich nähern sah: „Wie konntest Du sie ohne Liebe heiraten! Mein Leben ist nun gar nichts wert, ich selbst habe es vernichtet!“

❦

Was ist das „Ins Heu gehen“? Madame Adam hat mit liebenswürdiger Sachkenntnis über das Volk des ungarischen Tieflandes berichtet, dass es sich im Sommer in seine Dorfwohnungen zurückziehe. Die sogenannten „Tanya“, die draußen gelegenen Wirtschaftsgebäude nannte sie „Sommerwohnungen“. Wäre sie her auf die Hochgelände des Vlegyászagebirges gekommen und hätte sie hier in wildromantischer Ge-

gend jene kleinen Hütten gesehen, die nur deshalb zusammengestellt wurden, damit man sich bei Gewitter irgendwohin flüchten könne, da hätte sie gewiss dieselben „Villen" genannt.

Wenn im Dorfe die Heuernte zuende ist, ziehen die Leute auf einige Wochen hinauf in diese Hütten. Dahin kommt groß und klein, Ochs und Esel. Die Schafe warten schon hier, damit aus ihrer Milch die Hausfrau Käse bereite. Hier sammelt man dann das Wildobst, um daraus kühlenden Obstwein und Essig zu bereiten. So herrliche schattige Wildbirnbäume wachsen vielleicht in keiner anderen Gegend. Diese schönen, mächtigen Bäume übertreffen nur die riesigen weißstämmigen Birken. Die Hütte der Familie Bosza ist ein zierliches Wohnhaus, aber die Hirtenjungen, Schäfer, Knechte und Mähder haben die rechte „Hütte" viel lieber, die sie sich so herstellen, daß sie die sich herabneigenden Zweige dreier nahe zueinander stehender Birken in Mannshöhe zusammenflechten, und fertig ist die herrliche Sommerwohnung: immer grün, immer duftend, und immer jene wunderschönen Gebirgsmärchen flüsternd, welche allein die Gebirgsbewohner verstehen. Am Fuße der dunklen, tannenbewachsenen Berge stürmt über hervorragende Felsblöcke mit lautem, sausendem Gebraus schäumend der jugendliche Szamos dahin. Hier hört man nur dumpf sein Rauschen, wie denn auch aus dem uralten Tannenwald bloß bisweilen ein eigenthümlicher Seufzer herausklingt. Da pflegt man zu sagen: „Es seufzt das Gebirge, es wird ein Sturm kommen!" Zu jenem dunklen Hintergrunde passt ganz trefflich die blühende, pflanzenreiche Gegend mit ihren weißstämmigen Bäumen, ihren rissigen Thalschluchten, ihren schäumenden Bächen. In einer Thalschlucht stand neben einem Basaltfelsen die Hütte der Familie Bosza, und vor ihr blühten im üppigen Grase so viele flammendrothe wilde Nelken und blaue Glockenblumen wie am Bachufer blauäugige Vergißmeinnicht.

Außer der alten Urahne und der jungen Frau war vom Boszaschen Grunde alles, was da lebte — Mensch und Thier — alles war hier. Die Alte und die Junge überließ die Witwe der Fürsorge einer armen Verwandten, welche die Pflicht hatte, bei der reicheren Verwandten jederzeit auszuhelfen und sich dafür immer dankbar zu erweisen. Wenn nun die arme junge Frau selbst an den geliebten schönen Ort nicht gehen durfte, so hätte sie es gerne gehabt, wenn Kati, die stets frohgelaunte Dienstmagd, bei ihr geblieben wäre; in ihrer bescheidenen Hütte aber gab sie auch diesen ihren Wunsch niemand kund, sondern wartete geduldig auf die selige Zeit, da ihr theurer Gatte und ihre liebe, süße Mutter wieder daheim und sie glückselig, sehr, sehr glücklich sein würde!

„Das wirst Du auch sein, mein kleines Töchterchen, ... wir werden alle gar glücklich sein!" tröstete sie die Alte, und ihr umflorter Blick schweift über die an der Wand hangenden gelbglänzenden Krüge, und sie sieht unter ihnen das, was sie schon so oft gesehen, an das sie sich aber doch nicht hat gewöhnen können: die mit schwarzgesticktem Linnen bedeckte Bahre.

Während die Urahne die zarte Frau also tröstete, floss dort draußen zwischen den Bergen die Arbeit mit Lust weiter. Auf einem Theile der Wiese trocknet schon das abgemähte Gras, und der Hauswirt schärft gerade seine glänzende Sense, um auch hinter dem Gebäude das üppige Gras abzumähen, aus welchem die zur Hürde ziehenden Schafe kaum mehr hervorsehen. Ungefähr zwanzig Schritte vor dem Hause, einen riesig großen Basaltfelsblock umkrümmend, rauscht ein kleiner Gebirgsbach dahin; die schwarzen Steine und das färbige, funkelnde Kieselgerölle in seinem Bette verleihen dem krystallreinen Wasser einen eigenthümlichen Glanz. Dieser lärmende kleine Bach theilt die Wiese der Familie Bosza in zwei Hälften. Ein vom Sturm gebrochener weißer Birkenstamm verbindet als Brücke die felsigen Ufer. In der Nähe des Hauses befindet sich die Schafhürde. Die Rinderherde weidet jenseits des Baches auf den die Wiese begrenzenden steilen Höhen; auf den Felsen lungern die Hirtenbuben und spielen auf der Flöte. Wer von ihnen mehr in die Gunst seiner Herrin kommen will, der steigt an der Felsenwand in die schreckliche Tiefe hinab, damit er dort aus der Szamos Forellen fange.

Die Sonne zeigt bereits Mittag. Die Leute versammeln sich an einem schattigen Ort, der Schäfer zündet in aller Eile das dürre Reisig an und legt in die Nähe des Feuers zwei, drei aus Haselholz verfertigte Spieße, als ob er damit sagen wollte: Wenn man sie zufällig braucht, dann sollen sie bei der Hand sein. Die Spieße werden schon benöthigt werden, denn ein Hirtenjunge naht mit einer großen Forelle — die Witwe übernimmt sie und streicht den schmackhaften Bissen an den Spieß. „Nun, dreh' ihn, Bursche!" Der Schäfer zieht unter dem brennenden Reisig Kohlen hervor, auf die einige Reihen würziger Schwämme gestellt werden; die Witwe sieht, dass der junge Hauswirt selber die Schwämme auf die Kohlen bettet, aber sie blickt nicht hin; sie hat ja viel zu thun, obwohl heute niemand „gekochte" Speise bekommt, denn man muss eiligst das Heusammeln beendigen. Weiches braunes Brot legt die Witwe vor, dann theilt sie einen großen Käse in zwei Theile, die sie neben das Brot stellt; Kati öffnet indessen ein Gefäß und bietet den Leuten frischen Käse an. Die schöne Frau Erzsok reicht dem jungen Wirte ein Stück Speck mit rosenrothen Rändern; sie weiß, dass er den gebratenen Speck gerne hat; ihre Hand zittert dabei ein wenig, ihr Blick ist jedoch kalt und ruhig. Das brennende Reisig knattert, die Spieße werden gedreht, der bratende Speck knistert, und das darunter gehaltene Brot saugt das herabtröpfelnde Fett gierig auf; das schneeweiße Fleisch der bunten Forelle dampft auf einem kleinen Holzteller vor der jungen Witwe; von ganzem Herzen würde sie es einem Menschen anbieten, und damit sie dies thun könne, nöthigt sie alle zum Zugreifen:

„Also, liebet alle den Fisch!" — Niemand liebt ihn, gerade nur der, dem sie ihn bestimmt hatte. Die Pilze fanden schon mehr Anklang, und sobald eine Reihe von den Kohlen herabgenommen wird, kommt eine andere an ihre Stelle; denn jeder hat in seinem Tornister fünf, sechs Pilze, die er mit Käse belegt und auf den Kohlen brät.

Da erfüllte auf einmal ein tiefer, zitternder, dumpfer Seufzer die Gegend.

„Es seufzt das Gebirge, es kommt das Gewitter!“ sagt der Wirt. „Schnell sammelt das Heu in Haufen, bis dahin mähe ich jene Ecke noch ab, damit das Wetter all das Gras gleichmäßig treffe, wenn ja schon ein Theil abgemäht ist!“

Die Sonne strahlt in brennender Hitze klar am Himmel, nirgends eine Wolke, nur bisweilen lässt sich ein dumpfes Gestöhn hören. Auch das Rauschen des Szamos-Flusses wird immer lauter, und die Luft ist voll betäubender Düfte. Unter der Sense des Wirtes fällt das üppige Gras, und in langen Reihen schimmern roth die abgemähten wilden Nelken. Der Schäfer bringt einen großen Bottich voll Schafmilch heran, und die auf der Gallerie des Hauses aufgestellten weißen Näpfe besichtigend, spricht er: „Nun kann die Frau kommen!“ Hierauf geht er in die Reihen der Mähder, um die Hausfrau aufzusuchen, nimmt ihr den Rechen aus der Hand und theilt ihr mit, dass die Milch schon da sei, sie solle den Käse bereiten.

„Sauermilch und frischen Käse werden wir heute zum Nachtmahl haben, denn wir haben heute viel Milch,“ spricht der alte Schäfer zu den erhitzten Arbeitern.

„Ich glaube, dass wir an Speisen keinen Mangel haben, aber auch an anderen Dingen nicht!“ versetzt Kati.

„Weder im Essen noch in der Zunge bleibst Du etwas schuldig, Kati!“

„Aber auch meine Hand bewegt sich, nicht nur meine Zunge!“ meint Kati und nimmt gleich dem stärksten Manne einen großen Haufen Gras auf ihre Gabel und wirft ihn mit Leichtigkeit auf den zusammengehäufelten Schober.

„Es kommt die Flut!“ rufen die Leute und blicken, an ihre Heugabeln gelehnt, auf den tosenden Bach.

„Es kommt die Flut!“ sagt der junge Wirt und zieht sich an die Ecke des Hauses zurück, von wo er, sich auf die Sense stützend, mit Lust das Toben des Elementes sieht.

„Es kommt die Flut!“ spricht die Witwe und tritt an den Uferrand des Baches. „Wie kühl, wie gut mag es in Deinen Wellenarmen sein . . .“

An ihren weißen, fetten Armen sind die Hemdärmel weit hinaufgestreift; wahrlich, diese Witwe besitzt kein Tröpflein Eitelkeit, wenn sie so herrliche Arme immer verbirgt. Sie war nie kokett; auch jetzt wünscht sie niemand an sich zu locken; ihre Absicht, ihr ehrlicher, fester Wille ist es, jede Gelegenheit zu meiden, und seitdem sie hier im Birkenwalde sind, war sie noch keinen einzigen Augenblick mit dem allein, den sie so unendlich liebt; wenn abends jeder unter die luftigen Zelte zur Ruhe sich begibt, da kehrt die Witwe mit Kati ins Haus zurück, die vor ihrem Bette schlafen muss.

Der Wildbach wuchs immer mehr an, von den Felsblöcken war bloß noch die Spitze sichtbar. Ein Donner folgte dem anderen, die Gegend ward in Dunkel gehüllt und nur von den Blitzen beleuchtet. Die

Luft war voll Elektricität und der Duft berauschend. Die schöne Witwe seufzte wollüstig auf: Wie gut ist es doch, so allein zu sein, ohne befürchten zu müssen, dass jemand einem aus den Augen etwas herauslese! Über dies Wasser kann heute niemand herüberkommen, nun darf ihr Herz toben, gleich diesen rauschenden, ruhelosen Wogen. Sie schöpft von neuem tiefen Athem, und das mächtige Heben und Senken ihres Busens zeigt, dass in ihrem Innern auch ein furchtbarer Sturm wüthet. In ihren dunklen Augen, auf ihrem schönen Antlitz brennt die verführerische heiße Glut des inneren Feuers, und wie sie ihren brennenden Blick auf einen Punkt senkt und ihre vollen rothen Lippen sich ein wenig öffnen, ist die schöne Frau das verkörperte Bild heißer Leidenschaft, hingebender Sehnsucht. Dort, wohin sie jetzt schaut, dort verlebt auf einem nahen Felsengipfel ein junges Adlerpaar seine Flitterwochen; es mag mit den Leuten zu gleicher Zeit in diese Gegend gekommen sein, denn die Witwe war in seine Liebesgeheimnisse eingeweiht; das süße, aufregende Verhältnis spann sich vor ihren Augen ab, und es gab keine Zärtlichkeit des jungen Paares, welche ihrem sehnenden, brennenden Blicke entgangen wäre; und doch lauerte sie ihnen nicht auf, sie sah sie nur; und nie wollte sie daran denken und dachte doch stets daran: Warum ist ihr allein die Seligkeit der Liebe verboten? Vogel, Thier, Blume, alles, alles darf lieben — und liebt auch — nur sie allein darf nicht! Sonst floh sie vor solchen verführerischen Gedanken; jetzt aber im elektrischen Toben der Elemente, im berauschenden Duft des Luftzuges, beim Kosen des Adlerpaares und in der Zwanglosigkeit des Alleinseins überließ sie sich ganz ihren Gefühlen.

Hin und wieder fiel ein großer Regentropfen auf das Hausdach und die auf der Gallerie trocknenden Holzgefäße; die Witwe zuckt dabei zusammen, aber ihr süßer Rausch verflüchtigt sich nicht; sie streckt ihre vollen weißen Arme aus, damit der rieselnde Regen sie kühle, und einen Augenblick lang bewundert sie selbst die weißen glatten Arme, auf denen die Regentropfen glitzern . . . ei, was nützt ihr das! . . . O, möchte doch der Regen strömen, damit der kühle, duftige Strom diesen Rausch lindere! Die Blitze züngeln schon, der erste volle Donner ertönt, aber der Regen spätet nach.

Dort hinter dem Hause sehnte sich Gyuri nicht im geringsten nach einem Regenbade; er richtet sich empor, wischt die Sense mit seinem Hemdärmel ab, hängt sie unter den Estrich und nimmt dann seinen Weg dem Hause zu. Einige Schritte, und sie stehen sich gegenüber; die schöne Frau ist so jung, so verführerisch wie die Bori . . . aber sie ist noch schöner; diese hat ja in ihrem Blicke nicht das, was dem Menschen die Sinne verwirrt! Der junge Mann erbebt, vor seinen Augen tanzt alles umher, und ihm ist es, als ob die Wasserflut eine Thurmhöhe erreiche und als heißer Strom auf ihn stürze. Die schöne Frau senkt erschlafft ihre Arme herab, ihre rothen Lippen bleiben geöffnet, und ihr Blick taucht mit solchem Zauber in die Augen des Mannes, wie der im Dunklen züngelnde Blitzschein in den Grund der brausenden Flut.

Das Herz des jungen Wirtes zuckt in Fieberglut zusammen: Hier bin ich, lieben, genießen will ich! Dann vergisst er alles, fühlt nur das

eine, dass er geliebt wird, sieht nur das eine, dass vor ihm eine schöne Frau mit brennenden Wangen, glühendem Blicke steht. Er öffnet seine starken Arme, und in heißer Leidenschaft presst er das schöne Weib an sich.

„Das Gewitter hat uns überrascht und unser warmes Nachtmahl fortgeführt!" sprach der alte Schäfer, während er ein mächtiges Feuer vor dem Laubzelte anzündete.

„Die Kartoffeln werden schon warm werden, wenn wir sie in den Kohlen braten!" versetzt Kati, indem sie Kartoffeln auf die Kohlen legt.

Die Leute breiten nun ihre Mäntel rings um das Feuer auf der Erde aus, weil der Boden noch feucht ist, und lagern sich darauf; träumerisch blicken sie ins Feuer und hören dem Rauschen der Wogen sowie dem wachsenden, eigenthümlichen Gemurmel der Szamos zu: das Gemurmel erweckt in den Bergbewohnern stets abergläubische Gefühle. Die Gewohnheit fügt dann diesem Räthsel mehr und mehr Aberglauben an; denn ein Räthsel bleibt es für immer, warum das Gemurmel der Szamos von Abend bis Mitternacht immer stärker wird, dann aber abnimmt. Auf dies Warum geben die vielen Zaubermärchen eine Antwort, welche sich die Leute zuflüstern.

Um das Feuer herum bricht nun die Flut der Märchen los, während der über dem Tannenwalde schwebende Vollmond seine weißlichen Strahlen in den zwischen dem Grase zurückgebliebenen Lachen badet, so dass die ganze Wiese davon schimmert, während die tiefen Schatten in der bleichen, zauberischen Beleuchtung noch geheimnisvoller erscheinen. Am klaren Himmel blinken die Sterne, das Feuer flackert hoch auf, und sein Flackern belebt die weißen Stämme der Birken so, wie wenn sie sich auf dem dunklen Hintergrunde bewegen würden. Nach dem Gewitter ist die Luft so frisch, so balsamreich, dass selbst die Eingeborenen das unaussprechlich süße Gefühl haben, das eine solche Luft erzeugt: Wahrlich, es gibt nichts Besseres! Und wer Dich einmal geathmet hat, der vergisst Dich nimmer! Die Leute wiegte der Mondschein in träumerische Empfindungen ein, zu denen Katis frohes Gelächter gar nicht passen wollte, da sie eben scheinbar dazu keinen Grund hatte.

„Welch ein verrücktes Weib ist dies!" murmelt der alte Schäfer, dann spricht er kurz zu ihr:

„Wozu wieherst Du denn, Kati?"

„Aber, Marczi . . ." Weiter vermag sie nicht zu sprechen, denn ein neuer Lachanfall überwältigt das gutgelaunte Geschöpf, und sie kann eine Minute lang kein Wort hervorbringen; sie wischt sich mit dem Schürzensaum die Augen und spricht endlich weiter:

„Ich lache, dass die da drüben kleben geblieben sind . . . nun wisst Ihr, worüber ich lache. Was werden nur der Wirt und die Wirtin da drüben allein machen, da sie ja einander nicht ausstehen mögen?"

„Vielleicht versöhnen sie sich jetzt," versetzt der Alte, während er mit bloßer Hand eine glühende Kohle auf seine Pfeife steckt.

„Dass die sich versöhnen? Na, darauf könnt Ihr lange warten! Wenn sie sich einmal, zweimal zerzankt hätten, dann wäre noch

Hoffnung auf Versöhnung vorhanden; aber nur in innerem, stummem Hass weichen sie einander aus ..."

„Nun, dergleichen haben wir in der Welt schon gesehen, und ich sage bloß das eine: es ist nicht gut, mit dem Feuer zu spielen!"

Auf die in berauschender Lust verbrachten Wochen folgte der Tag, an welchem man das Eden verlassen musste; die schöne Witwe begann aus dem Rausche zu erwachen, und hin und wieder durchfröstelte ihre Nerven ein eisiger Hauch der Zukunft; deshalb aber dachte sie doch mit einem vor sich selber verheimlichten Wollustgefühle, dass sie sich jetzt für ihre verlorene Jugend einen Ersatz genommen habe, wenigstens weiß sie, was der Liebe Seligkeit ist! ... Die Leute standen zum Abzuge bereit; der junge Wirt knallte mit der Peitsche zwischen seine schönen sechs Ochsen und winkte, dass man den Wagen besteigen solle.

Wie wird es aber von nun an sein? dachten bei sich auf dem ganzen Wege sowohl Gyuri, als auch die Witwe, und beide hätten sich lieber einem feindlichen Lager genähert, als jenem stillen Hause, dessen weitgeöffnetes Thor schon von weitem sie einlud. Der Abend dämmerte. Die Witwe trat bleich und zitternd in das Haus, das sie mit gehobenem Haupte und rein verlassen hatte. Als sie nun ihre arme, schwache Tochter erblickte, in der das Leben schon erloschen zu sein schien, da konnte sie kaum fragen:

„Wie fühlst Du Dich, Erzsi?"

„Gut, liebe Mutter; aber wo ist Gyuri?"

„Er wird gleich hier sein ... er treibt nur die Ochsen in den Stall ... ich schicke ihn herein."

„Nein, geht nicht, liebe Mutter, setzt Euch neben mich her. Kati wird ihn schon hereinschicken ... So! O, wie gut ist es, dass Ihr heimgekehrt seid ... Gyuri, setze Dich her an meine andere Seite, damit ich zwischen Euch beiden sei!" — Und das arme kranke Geschöpf senkt den müden kleinen Kopf auf die Brust des Gatten und umfasst mit der heißen Hand die der Mutter.

„Bist Du krank, Erzsi?" fragt der Gatte in zurückhaltendem Tone.

„Krank bin ich nicht, Gyuri, nur ein wenig müde; aber auch das wird ja vergehen; Ihr seid ja nach Hause gekommen, und nun wird alles gut, sehr gut werden ... Ihr seid lange da draußen geblieben, und ich habe Euch so sehr erwartet! Ihr seht ja, dass ich Euch beide so sehr liebe! ... Ich mache Euch deshalb keine Vorwürfe; ich weiß, dass Ihr viel zu thun hattet. ... Und dann wie gut waret Ihr, Mutter, dass Ihr die Kati heimgeschickt habt! Ich weiß, dass sie Eure rechte Hand war, und doch habt Ihr sie gleich am nächsten Tage nach dem Gewitter zu mir geschickt ..."

Schwindel erfasst die Mutter, blaue Ringe bilden sich um ihre Augen; der Schwiegersohn schrickt vor diesem Anblicke zusammen:

„Erzsi, lass die Hand Deiner Mutter los, damit sie ins Freie gehe, denn Schwindel hat sie erfasst."

„Um Gotteswillen, seid Ihr krank, liebe Mutter?"

„Nein, nein; nur der Kopf schmerzt mich!“ und taumelnd wankt sie hinaus. Auch ihr Schwiegersohn wäre wo immer auf der Welt lieber, als in der Nähe seiner armen kleinen Frau. Selbstbeschuldigung, und Mitleid brennen in seinem Herzen. Die junge Frau schmiegt sich noch fester an ihn und umschlingt seinen Nacken mit ihren dünnen weißen Armen; der Gatte schaudert vor dem eigenthümlichen Rasseln zusammen, das in der armen kranken Brust tobt.

„Arme Erzsi!“ spricht er unwillkürlich, während er ihr heißes Antlitz streichelt. Wie dankbar ist für diese zarte Theilnahme die Kranke! Jetzt ist sie nicht mehr krank . . . man soll auch ihre Mutter hereinrufen, damit sie alle beisammen sind . . . auch soll man Reisig auf das Feuer legen, denn es ist ja dunkel — und doch glänzt der Purpurschein der Abenddämmerung in jedem Winkel der Stube! — Wo ist Urahne? Gyuri, gehen wir zur Urahne! . . . Die alte Frau blickt empor: Auch dies war schon einmal gerade so! Da entfällt ihrer Hand der Stab, und sie erfasst die durchscheinende Hand der Urenkelin. Während Gyuri Reisig auf das Feuer legt, läuft Kati hinaus, um die Frau hereinzurufen. Todtenbleich, mit verstörtem Antlitz schwankt die Witwe herein und bleibt zitternd vor ihrem sterbenden Kinde stehen.

„Gyuri, liebe Mutter, reicht Euch die Hände! . . . So, jetzt ist es gut . . . mein Herz ist nun ganz erleichtert . . . morgen wird mir schon nichts fehlen . . .“

Und der Abenddämmerschein und der rothe Glanz des Feuers fallen auf ein sanftes Todtenantlitz und auf zwei erstarrte Gestalten . . .

Am nächsten Tage stand die mit schwarzbesticktem Linnen bedeckte Bahre schon dort unter den an der Wand hängenden Krügen, und die alte Frau murmelte eintönig vor sich: „Auch dies war schon einmal gerade so!“

„O, wenn sie nur noch einmal auf mich blicken könnte mit ihren keuschen sanften Augen, dann vielleicht würde sich meine Höllenqual lindern!“ dachte bei sich der Gatte. Die Mutter hingegen dachte gar nichts, sie fühlte nur den unaussprechlich tiefen Schmerz, für den es nie eine Linderung mehr gibt, niemals, nie! Als auf den blumenbemalten Sarg die Erdschollen polternd hinabfielen, da griff Gyuri totenbleich ans Herz und wollte sich am Kreuze seines Schwiegervaters halten — aber er zog voll Schauer seine Hand sofort zurück: Er hatte ja einst dem kranken Manne gelobt, seine Tochter glücklich zu machen! Auf den ersten dumpfen Klang der auf den Sarg fallenden Schollen sank die Mutter zur Erde nieder; ihr Schwiegersohn gieng mit kaltem Gleichmuth an ihr vorüber und blieb auf dem Heimwege nicht stehen. Zuhause angelangt, stützte er sein Haupt auf seine beiden Arme und saß stundenlang unbeweglich. Das Geräusch des Todtenmahles klang herüber. Als auch der letzte Verwandte sich schon verabschiedet hatte, saß Gyuri noch immer da. Seit ihrer Heimkehr von der Bergwiese wagte ihn seine Schwiegermutter nicht anzusprechen; sie hatten miteinander kein Sterbenswörtchen gewechselt und wichen einander aus. Jetzt hebt Gyuri sein Haupt; ihre Blicke begegnen sich. Der Schwiegersohn springt wild auf und spricht mit stierem Blick und dumpfer Stimme:

„Ich hasse und verachte mich, ich hasse mich sehr! Aber Dich noch mehr!" Dann wirft er sich den Mantel um die Schulter und ruft aus der Thüre zurück:

„Aber deshalb segne Euch Gott, Urahne!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

Als die Witwe nach Wochen aus ihrem Tiefsinn wieder erwachte, war ihr erster Gedanke, Gyuri könne doch kein gewöhnlicher Mensch sein, da er dies schöne Erbe hier verlassen. Bei diesem Gedanken fühlte sie in ihrem Herzen wieder jene Wärme, von der sie wusste, dass sie nie abkühlen werde: „Er hasst mich nun, ich aber werde ihn stets *lieben*! Lieben werde ich ihn auch dann noch, wenn ich so alt sein werde, *wie* diese bewusstlose, alte Frau . . . So werde auch ich dann allein sitzen; aber ich werde nicht einmal jene graue Katze und den Stab haben . . . ich werde allein sein, ganz allein, verlassen . . ." Sie schauerte zusammen und zog sich näher an die Alte:

„Urahne, fühlt Ihr nicht bisweilen, dass Euch alle hier gelassen haben, die Ihr geliebt habt? . . . Fühlt Ihr, dass Ihr auf dieser Welt allein seid?"

Die Alte wirft ihr einen glanzlosen Blick zu, und da beginnt auf einmal in ihren alten Augen nicht nur der Glanz des klaren Bewusstseins zu schimmern, sondern auch eine anklagende, niederschmetternde Kälte. Streng blickt sie auf die Witwe und spricht mit scharfer Betonung:

„Ich bin nie allein! Bei mir ist stets mein reines Gewissen. Wenn Dein Selbstbewusstsein auch rein ist, dann fürchte Dich nicht vor dem Alter!"

„Herr, mein Gott! Die Alte weiß alles!" denkt bei sich die Witwe und verläfst voll Schauer die Stube, während die Alte ihr nachmurmelt: „Schöner Sprosse Deiner schönen Mutter! dergleichen wirst Du noch oft von mir zu hören bekommen!" Wie wenn eine höhere Macht der Alten nicht nur die klare Einsicht, sondern auch den ganzen Scharfsinn zurückgegeben hätte, damit sie alles sehe und errathe, war sie mit dem Vorgefallenen im reinen: Es wollte ihr nicht aus dem Kopfe, warum denn eigentlich die Frau schon am nächsten Tage nach dem Gewitter die Kati von der Bergwiese heimgeschickt habe? Dann merkte sie weiter auf, bis endlich der Abschied des Schwiegersohnes ihr das Ganze klar darlegte, und dann dachte sie bei sich: „Arme kleine Erzsi, es ist gut, dass Du schon ruhst! Deiner Mutter aber will ich Dich bisweilen schon in Erinnerung bringen!"

„Mein Gott! verlasse mich nicht!" seufzt die Witwe, ihre Hand ans Herz pressend. „Mit gebeugtem Haupte empfange ich den Schlag Deiner strafenden Hand, aber meinem Gefühle kann ich nicht befehlen; und ich fühle es, dass ich den bis zu meiner letzten Stunde lieben werde, der mich für immer verlassen hat!"

Für die Redaction verantwortlich: Eduard Kotek.
K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.

K. k. Österreichische Staatsbahnen.

Giltig vom 1. Juli 1898.

Kürzeste Zugsverbindungen:

Wien—Arlberg—Paris—Genf.

Luxuszug bis incl. 15. Sept.					Luxuszug bis incl. 15. Sept.
10.00	*9.00	ab Wien (Westb.) . . . . . . an	*7.45	8.40	9.25
9.20	9.30	an Innsbruck . . . . ab	6.38	7.15	10.30
8.52	5.38	an Zürich . . . . ab	10.30	7.10	.
.	9.12	an Bern . . . . ab	7.00	1.45	.
.	12.45	„ Genf . . . . „	12.35	10·30	.
.	4.17	„ Lyon . . . . „	6.40	.	.
.	9.49	„ Marseille . . . . . . „	10.45	.	.
5.00	6.05	an Paris . . . . ab	8.35	10.20	.

* Schlafwagen zwischen Wien und Paris. — Speisewagen zwischen Wörgl und Buchs. — Fahrtdauer: Wien—Paris 33 Stunden.

Wien—Pontafel—Venedig—Rom und Mailand—Genua.

.	*9.00	ab Wien (Westb.) . . . . an	*7.45	.
7.45	.	„ Wien (Südb.) . . . . „	.	9.45
12.04	3.32	an St. Michael . . . . ab	12.51	4.44
4.27	7.18	„ Villach . . . . „	9.04	12.05
6.02	9.00	„ Pontafel . . . . „	7.38	10.28
11.00	2.15	„ Venedig . . . . „	2.10	4.45
6.35	7.35	an Mailand . . . . ab	7.30	11.25
12.00	11.55	„ Genua . . . . „	2.44	6.35
1.10	7.35	an Rom . . . . ab	11.10	2.30

* Schlafwagen zwischen Wien (Westb.) und Venedig—Rom. — Fahrtdauer: Wien—Venedig 15 resp. 17 St., Wien—Rom 30 St.

Wien—Köln—Brüssel—London.

✠ Wien—Ostende Expreßzug				Ostende—Wien Expreßzug ✠
11.20	*8.25	ab Wien (Westb.) . . . . an	*6.45	4.30
4.25	2.12	an Passau . . . . ab	1.03	11.28
.	12.57	an Mainz . . . . ab	1.23	.
12.49	12.19	an Frankfurt . . . . ab	2.00	2.53
4.36	4.40	„ Köln . . . . „	9.25	11.11
8.12	10.06	an Brüssel . . . . ab	2.24	5.45
10.05	10.47	„ Ostende . . . . „	†12.25	4.01
4.50	5.40	„ London . . . . „	5.30	10.00
.	10.53	an Hoek via Holland . . . . ab	.	.
.	8.10	„ London . . . . „	.	.

* Schlafwagen zwischen Wien und Mainz. — † Schlafwagen von Ostende nach Köln. — ✠ Schlaf- und Speisewagen zwischen Wien und Ostende. — Fahrtdauer: Wien—London 29½ oder 33½ Stunden.

Wien—Lemberg—Odessa—Kiew und Czernowitz—Bukarest.

✠				✠		
8.00	12.40	*9.30	ab Wien (K. F.N.B.) . an	9.32	*6.40	3.45
2.49	*9.15	✠6.06	„ Krakau . . . . . „	2.31	✠10.00	*7.25
8.45	5.10	1.30	an Lemberg . . . . ab	8.35	2.50	10.40
6.10	11.44	7.59	an Czernowitz . . . ab	10.48	8.15	3.43
.	6.55	10.10	„ Bukarest . . . . „	.	7.10	10.15
5.50	10.35	6.09	an Podwołoczyska . . ab	.	10.36	5.40
.	8.27	8.59	„ Odessa . . . . . . „	.	9.29	8.35
.	7.00	9.27	„ Kiew . . . . „	.	9.15	1.05

✠ Speisewagen zwischen Oderberg—Lemberg und Krakau—Podwołoczyska.
* Schlafwagen zwischen Wien—Krakau und Krakau—Podwołoczyska.
Fahrtdauer: Wien—Odessa 35½ St., Wien—Kiew 36 St.

Wien—München—Paris.

	✠ Orient-Expr.	*		*	✠ Orient-Expr.		✠
7.45	8.35	8.25	ab Wien (Westb.) . . . an	6.45	6.52	9.15	9.25
6.50	4.50	6.50	an München . . . . . . ab	9.02	11.05	10.00	11.25
5.25	12.03	5.10	„ Straßburg . . . . . „	9.30	3.35	10.30	.
6.00	7.25	5.26	„ Paris . . . . „	8.25	7.10	8.40	.

* Schlafwagen zwischen Wien und München.
✠ Schlaf- und Speisewagen zwischen Wien und Paris.

Wien—(Prag)—Marienbad—Franzensbad—Karlsbad.

	† Luxuszug bis incl. 31. Aug.				† Luxuszug bis incl. 31. Aug.		
8.30	9.35	*10.20	ab Wien . . . . . an	9.20	6.55	*7.25	1.10
3.05	.	7.00	an Prag . . . . ab		.	9.30	7.20
5.18	4.02	6.55	an Marienbad . . ab	12.05	12.30	10.21	.
6.01	4.34	7.40	an Eger . . . . . . ab	11.19	11.56	9.35	.
6.25	5.21	8.07	an Franzensbad ab	10.54	11.33	8.22	.
8.04	5.43	9.08	an Karlsbad . . . ab	9.03	10.47	8.05	.

† Salon- u. Speisewagen Wien—Karlsbad. — * Schlafwagen Wien—Karlsbad.

Auskunftsbureau der k. k. österr. Staatsbahnen in Wien, I., Johannesgasse 29.

Die Nachtzeiten von 6.00 Abends bis 5.59 Früh sind durch Unterstreichen der Minutenziffern bezeichnet.

Königl. ung. Staatsbahnen.

Giltig vom 1. Mai 1898.

Kürzeste Zugsverbindungen.

Wien—Budapest.

via Stadlau, *via Innsbruck	via Stadlau	via Stadlau, Ostendeexpr.	via Stadlau, Vom 1. Juni bis incl. 15. Sept.	Orientexpr. von Wien ab Dnstg., Mtg., Smstg.	via Gänserndorf	via Gänserndorf	via Bruck a. L., *via Innsbruck	via Bruck a. L.	Station		Orientexpr.	via Stadlau, Ostendeexpr.	via Stadlau	via Stadlau, *via Innsbruck	via Stadlau, Vom 1. Juni bis incl. 15. Sept.	via Gänserndorf	via Gänserndorf	via Bruck a. L.	via Bruck a. L., *via Innsbruck
.	.	4.01	.	.	.	.	.	.	ab Ostende . . .	an	.	10.08	.	.	.	.	.	.	.
*8.35	.	12.45	.	7.10	.	.	*8.35	.	ab Paris	an	7.25	12.49	.	*6.05	.	.	.	.	*6.05
2.00	.	2.53	.	.	.	.	2.00	.	ab Frankf. a. M.	an	.	12.49	.	12.19	.	.	.	.	12.19
7.55	.	4.55	.	7.00	.	.	7.55	.	ab Wien Westb.	an	8.00	11.05	.	8.05	.	.	.	.	8.05
9.05	4.00	5.34	6.50	7.36	.	.	8.45	2 10	ab „ Staatsb.	an	7.10	10.29	12 50	6.30	9 45	.	.	1.50	7.20
.	.	.	.	. Smstg.	8.15	3.35	.	.	ab „ Nordb. .	an	. Dnrstg	.	.	.	.	1.10	8 58	.	.
1.50	8.50	9.55	10.50	11.50 Dnstg.	1.50	8.50	.	.	an Budap. Westb.	ab	1.00 Mttw.	6.10 Mtg.	8.05	1.45	5.45	8.05	1.45	.	.
.	.	.	.	12.10 Smstg.	.	.	1.45	7.15	an „ Ostb.	ab	12.40 Smstg.	.	.	.	.	.	.	8.50	2.20

Budapest—Breslau—Berlin—Hamburg.

via Ruttka	via Ruttka	v. Galantha	Station		via Ruttka	via Ruttka	v. Galantha
7.30	3.45	.	ab Budapest Ostbahnhof . .	an	12.50	9.25	.
.	.	7.35	ab „ Westbahnhof . .	an	.	.	9.20
2.20	10.48	.	an Ruttka	ab	5.30	2.21	.
.	.	2.12	an Zsolna	ab	.	.	2.45
10.15	5.52	10.15	an Breslau	ab	9.57	6.28	6.28
5.28	11.19	5.28	an Berlin Friedrichstr. . . .	ab	4.25	11.30	11.30
11.41	4.51	11.41	an Hamburg	ab	9.00	4.49	4.49

Budapest—Fiume—Rom—Neapel (Venedig).

		Station			
7.15	3.00	ab Budapest Ostbahnhof	an	8.40	8.35
1.30	10.27	an Zágráb m. á. v. . .	ab	12.16	1.31
7.25	6.20	an Fiume	ab	6.00	7.20
8.00 Dnstg. Smstg	.	an Fiume } p. Schiff	an	.	6.30 Dnstg Freitag
7.00 Mittw. Snntg.	.	an Venedig } p. Schiff	ab	.	7.30 Montg. Dnrstg.
8.00 Montg. Dnrstg	.	ab Fiume } per Schiff	an	.	6.30 Dnrstg. Sonntg.
6.00 Dnstg. Freitag	.	an Ancona } per Schiff	ab	.	8.30 Mittw. Smstg.
2.50	.	an Rom	ab	.	12.00
11.25	.	an Neapel	ab	.	5.15

Budapest—Bukarest—Constantinopel.

v. Predeal	v. Predeal	Orientexpress (Sonntg. – Montag)	via Orsova	Ostendeexpress (Mittw. – Freitag)	Station		v. Predeal	v. Predeal	Orientexpress (Dnrstg. – Dienstg)	Ostendeexpress (Montg. – Samstg.)	via Orsova
1.55	9.15	.	.	.	ab Budapest Ostb.	an	7.50	1.10	.	.	.
.	.	12.20	2.30	10.15	ab „ Westb.	an	.	.	12.50	5.30	1.25
.	5.55	.	.	.	an Kolozsvár . .	ab	11.01	.	.	.	.
6.52	.	.	.	.	an Arad	ab	.	8.18	.	.	.
5.07	2.09	.	.	.	an Brassó . . .	ab	2.45	10.26	.	.	.
.	.	5.09	8.02	3.04	an Temesvár Józs.	ab	.	.	8.03	12.16	7.50
.	.	9.33	12.56	7.22	an Orsova . . .	ab	.	.	3.15	7.30	2.58
11.20	9.10	6.55	11.40	4.32	an Bukarest . . .	ab	9.10	5.40	7.00	11.15	5.55
.	.	11.50	.	9.35	an Constanza } p. Sch.	ab	.	.	1.05	6.05	.
.	.	1.30	.	11.00	an Consttpl. } p. Sch.	ab	.	.	9.00	2.00	.

Budapest—Belgrad—Constantinopel.

Orientexpress (Dienstag Freitag – Mittwoch Samstag)		Station		Orientexpress (Mittwoch Samstag – Montag Donnerstag)	
12.20	2.40	ab Budapest Ostbahnh. .	an	12.30	1.05
3.14	5.57	an Szabadka	ab	9.38	9.46
6.10	9.35	an Zimony	ab	6.34	6.11
6.20	10.00	an Belgrad	ab	6.25	5 31
5.40	10.33	an Sofia	ab	9.49	5.41
11.45	6.28	an Constantinopel	ab	3.57	8.15

Die Nachtzeiten von 6.00 Abends bis 5.59 Früh sind durch Unterstreichen der Minutenziffern bezeichnet.